



ORIENTIERUNG

Nr. 15/16 58. Jahrgang Zürich, 15./31. August 1994

«**I**N FRANKREICH sollen Auffanglager für Flüchtlinge aus Algerien eingerichtet werden.» Diese Meldung ging vor einiger Zeit durch die Gazetten und elektronischen Medien. Nahezu täglich hört man von Kämpfen zwischen algerischen Polizeitruppen und radikalen Muslimen. Liberale und modern geprägte Journalisten und Publizisten sind in dem nordafrikanischen Land ihres Lebens nicht mehr sicher. Man hat den Eindruck, daß Algerien unaufhaltsam auf einen Zusammenbruch der bisherigen Ordnung hinsteuert, hin zu einer neuen Islamischen Republik nach dem Vorbild des Iran. Trotz mancher Parallelen zwischen der vorrevolutionären Situation im Iran und den aktuellen Entwicklungen in Algerien muß jedoch eine grundsätzlich andere Ausgangslage in Betracht gezogen werden. Denn die religiöse Situation und die historische Entwicklung, aber auch die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse in den beiden Ländern unterscheiden sich beträchtlich.

Im Gegensatz zum schiitischen Iran ist Algerien weitgehend sunnitisch geprägt. Von einer kleinen heterodoxen Minderheit abgesehen, folgt die Mehrzahl der ihre islamische Religion praktizierenden Algerier der strengen malikitischen Rechtsschule. Eine der Ursachen für den Erfolg der islamischen Revolution im Iran lag in der Existenz eines stark hierarchisierten islamischen «Klerus». Er sorgte nicht nur für Stabilität, sondern auch für die notwendige Dynamik der Bewegung und konnte seine politische und gesellschaftliche Stellung nach dem Erfolg der Revolution noch weiter ausbauen. Eine derartig strukturierte Korporation von Religionsgelehrten gibt es im sunnitischen Islam grundsätzlich nicht. Daher war von Anfang an eine sich immer weiter verstärkende Zersplitterung der oppositionellen islamistischen Kräfte in Algerien zu beobachten, die nach Einschätzung zahlreicher Beobachter zu einer Schwächung der Durchschlagskraft dieser Bewegung führen wird.

Algerien in der Krise

Es finden sich allerdings auch zahlreiche Gemeinsamkeiten und Parallelen, wenn man die vorrevolutionäre Situation im Iran mit der Algeriens von 1990/91 vergleicht. Zentrales Moment ist dabei die Frage der nationalen und religiösen Identität der Iraner wie der Algerier. Mag sich dieses Problem auch in den beiden Ländern unterschiedlich stellen, erscheint es doch als der wichtigste Aspekt in dem Bündel von Problemen und Konflikten, die die Virulenz der Auseinandersetzungen dokumentieren. Dabei befindet sich Algerien insgesamt in einer noch schwierigeren Ausgangslage als der Iran. Die Ursachen dafür liegen in der Geschichte dieses Landes und der Geschichte seiner Begegnung mit der westlichen Zivilisation im 19. und 20. Jahrhundert. Um das Jahr 1830 war Algerien ein Teil des Osmanischen Reiches, das sich selbst wiederum in einer seiner zahlreichen Krisen befand. Daher sah der Sultan in Istanbul sich nicht in der Lage, dem Druck, der von Frankreich auf die osmanische Provinz Algerien ausgeübt wurde, effektiv entgegenzutreten. Die sich verstärkenden Spannungen zwischen Frankreich und der osmanischen Verwaltungsspitze in Algier gipfelten in der sogenannten Fliegenwedelaffäre von 1830. Ein französischer Konsul hatte den Bey von Algier, den höchsten Vertreter des osmanischen Sultans, bei einer Begegnung so verärgert, daß dieser dem französischen Diplomaten mit seinem Fliegenwedel mehrfach ins Gesicht schlug. Die französische Regierung nahm diesen Vorfall zum Anlaß für eine Strafexpedition nach Algier, die schließlich in der Besetzung der Stadt und der Vertreibung der türkisch-osmanischen Administration endete. Da die französische Seite zunächst keine erkennbare politische Linie in bezug auf Algerien verfolgte, war der Widerstand der einheimischen Bevölkerung gegenüber den neuen Herren wenig ausgeprägt. Das änderte sich, als die zivile und die militärische Präsenz Frankreichs sich verstärkte und die Franzosen im Rahmen einer Reihe von militärischen und zivilen Projekten begannen, die Gefühle der muslimischen Bevölkerung schwer zu verletzen. Dazu gehört zum Beispiel, daß ein großer islami-

ALGERIEN

In der Krise: Die zentrale Frage nach der nationalen und religiösen Identität – Konfrontationen mit der europäischen Expansionspolitik des 19. und 20. Jahrhunderts. – *Abd al-Qadir al-Djaza'iri* (1807–1883) als Führer des Widerstandes – Endgültiger Sieg der französischen Kolonialmacht – Politik der Französisierung Algeriens, – Förderung des Marabout-Islam – Berber und Araber kämpfen gegen Frankreich – Engagement islamischer Religionsführer im Befreiungskampf – Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage der achtziger Jahre – Spirale der Gewalt, Repression und Gefährdung des Staates.

Peter Heine, Berlin

PHILOSOPHIE

Die gelungene Amphora: Zu den «Propos» des französischen Philosophen *Alain* (1868–1951) – Nicht nur der Lehrer von *Simone Weil* – Alains Entscheidung gegen den Systembau und für den Essay – Der öffentliche Anspruch des philosophischen Denkens.

Franz Joseph Krebs, Duderstadt

LITERATUR

«Seine Majestät, der Schmerz»: Zum 100. Geburtstag von *Joseph Roth* (1894–1939) – Geboren im galizischen Stetl – Legendenbildner in eigener Sache – Feuilletonist und Prosaautor – Brüche und Ambivalenzen im Romanwerk – Der Roman «Hiob» und die skeptische Sehnsucht nach dem Wunder – Einsamkeit und Verlorenheit in der Emigration.

Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri bei Bern

WELTBEVÖLKERUNGSKONFERENZ

Das Überleben aller Menschen sichern: Ein Zwischenruf anläßlich der Weltbevölkerungskonferenz von Kairo (5. bis 13. 9. 1994) – Dritte und Erste Welt und die gegenwärtige Weltwirtschaft – Krise der Industriegesellschaft – Der Schuldenzyklus und Verelendung der Bevölkerung – Die Menschen der Dritten Welt werden zur «Überbevölkerung» – Menschen werden aus dem ökonomischen Kreislauf ausgeschlossen – Behinderungen einer langfristigen Entwicklungspolitik – Eine kapitalistische Welt ohne Alternative – Suche nach einer Alternative – Solidarität wird zur zentralen Grundforderung.

Franz J. Hinkelammert, San José (Costa Rica) / Norbert Arntz, Greven (Westf.)

PORTRÄT

Glaubenszeugnis in bewegter Zeit: Zum 80. Geburtstag von Pfarrer *Hans Werners* – Fünfeinhalb Jahre in russischer Kriegsgefangenschaft – Christliche Praxis und Bibellektüre – Zur Versöhnung zwischen Deutschen und Russen. *Reinhold Waltermann, Münster/Westf.*

scher Friedhof in Algier von Straßenbauten in Mitleidenschaft gezogen wurde. Die Gebeine der Toten wurden von maltesischen Händlern aufgekauft, die sie für die französische Papierherstellung weiterverkauften. Bei der Bedeutung, die Muslimen ihren Friedhöfen und den dort ruhenden Toten schon aus religiösen Gründen zumessen, kann es nicht verwundern, daß die algerische Bevölkerung auf dieses Sakrileg mit zivilem Ungehorsam und gewaltsamen Aktionen reagierte. Dieser Vorgang blieb kein Einzelfall. Zur Symbolfigur des Widerstandes der muslimischen Bevölkerung entwickelte sich schließlich der Rechtsgelehrte und Führer einer religiösen Bruderschaft, *Abd al-Qadir al-Djaza'iri* (1807–1883). Diese historische Persönlichkeit trägt bis in die Gegenwart zum Selbstbewußtsein der Algerier bei. Seine Bedeutung liegt unter anderem in seiner Fähigkeit, in ländlichen Gebieten eine Gegenverwaltung gegenüber der französischen Kolonialadministration einzurichten, die sich in vielerlei Hinsicht mit der europäischen Struktur messen konnte. Abd al-Qadir versuchte zwar soweit wie möglich den politischen und administrativen Vorbildern zu folgen, die aus der Zeit des Propheten Muhammad und seiner Herrschaft im arabischen Medina bekannt waren. Mit dieser Rückkehr zu den Quellen des Islams drückte er zugleich eine Kritik an der unter völkerrechtlichen Gesichtspunkten immer noch gültigen osmanischen Herrschaft aus. In Istanbul wurden diese Signale auch in der beabsichtigten Weise verstanden. Hilfe hatten die Mitglieder des muslimischen Widerstandes gegen die Franzosen daher von dort nicht zu erwarten. Neben dem Rückgriff auf die traditionellen islamischen Verwaltungsstrukturen schuf Abd al-Qadir jedoch auch solche Institutionen, die im früh-islamischen Medina nicht bekannt gewesen waren, wie zum Beispiel ein Außenministerium. Außerordentlich kompetent und pragmatisch versuchte Abd al-Qadir auf allen Ebenen, der französischen Herrschaft in seiner Heimat entgegenzutreten. Nach einer längeren Phase des Erfolges mußte er sich jedoch schließlich geschlagen geben und nach Syrien ins Exil gehen. Grund für seine Niederlage war vorrangig die Tatsache, daß sein Anspruch auf Herrschaft und Kontrolle des Landes von einigen traditionellen Feinden seiner Familie und der von ihm geführten religiösen Bruderschaft auf das heftigste bekämpft worden war. Seine Position und die seiner Koalition wurde durch diese Attacken so geschwächt, daß im Jahr 1847 der endgültige Sieg der französischen Kolonialmacht unvermeidlich wurde. Der letzte algerische Widerstand gegen die Franzosen konnte allerdings erst 1904 gebrochen werden.

«Französisierung Algeriens» und «Marabout-Islam»

Trotz einer gewissen militärischen Unsicherheit wurde die französische Kolonialpolitik nach anfänglichen Schwierigkeiten auf der Grundlage von konsequenten politischen und wirtschaftlichen Programmen entwickelt, die auf die Kurzformel der «Französisierung Algeriens» gebracht werden können. Der französischen Politik lag die Ideologie von der «mission civilisatrice» zugrunde, die die Ideale der französischen Revolution in aller Welt verbreiten wollte. Zugleich setzten jedoch auch aufgrund der innenpolitischen und sozialen Situation in Frankreich massive Einwanderungswellen von französischen «colons» ein. Diese übernahmen die fruchtbarsten Regionen des Landes und bauten sich dort auf Kosten der ursprünglich ansässigen Bevölkerung eine neue Existenz auf. Algerien wurde so nach außen hin mehr und mehr zu einem Teil Frankreichs. Dabei wurde auf die kulturellen und religiösen Traditionen der autochthonen Bevölkerung keine Rücksicht genommen. Begabte junge Muslime, die an den kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklungen teilhaben wollten, konnten dies nur erreichen, wenn sie sich ganz und gar an die französische Lebensart assimilierten. Französisch wurde zur wichtigsten Sprache des Landes. Schüler, die auf traditionellen islamischen Schulen eine Ausbildung erfahren hatten, konnten kaum einen adäquaten Arbeitsplatz finden. Die Kenntnis der

arabischen Schriftsprache ging mehr und mehr verloren. Algerien wurde auch staatsrechtlich zu einem Teil des französischen Mutterlandes, dessen Zentralismus zu einer Nivellierung aller kulturellen Eigentümlichkeiten der verschiedenen Landesteile führte.

Die französische Kolonialverwaltung bemühte sich jedoch auch, die autochthone religiöse und kulturelle Situation in Algerien in den Fällen zu verstetigen, in denen sie sich für die neuen Herren als günstig erwies. Diese Strategie wurde beispielsweise im Zusammenhang mit verschiedenen Formen islamischer Volksfrömmigkeit verfolgt, die für ganz Nordafrika typisch sind und die unter dem Schlagwort «Marabout-Islam» in die religionswissenschaftliche Diskussion eingegangen sind. Der «Marabout-Islam» hat die folgenden Wurzeln: Schon früh hatten sich im Islam mystisch beeinflusste religiöse Praktiken und Rituale entwickelt, die im Verlauf der Entwicklung in allen Schichten der Bevölkerung eine so große Anziehungskraft enthielten, daß schließlich nahezu jeder Muslim Mitglied in einer von zahlreichen sogenannten «religiösen Bruderschaften» war. Dabei handelte es sich um hierarchisch strukturierte Organisationen, die neben religiösen auch soziale und wirtschaftliche Funktionen übernehmen konnten. Die Führer dieser Gruppierungen, die Marabouts, denen Wunderkräfte zugesprochen wurden, verfügten in vielen Fällen über ein beträchtliches Charisma, das ihnen auch politische Macht zuwachsen ließ. Die einzelnen Bruderschaften und ihre Führer standen auf lokaler, regionaler und nationaler Ebene in einem zum Teil scharfen Konkurrenzkampf untereinander um Mitglieder und damit um gesellschaftlichen und politischen Einfluß und wirtschaftliche Macht. Die französische Kolonialverwaltung nutzte diese Situation aus, indem sie die verschiedenen Gruppierungen einerseits gegeneinander ausspielte, sobald eine Bruderschaft zuviel Einfluß gewann. Andererseits unterstützte sie sie aber auch gegen verschiedene islamische Bewegungen, die diese besondere Form von religiöser Praxis als unislamisch, ja als Heidentum ablehnten.

Pan-islamische Reformbewegungen gegen Zersplitterung

Protagonisten derartiger Reformbewegungen waren die beiden bekanntesten Religionsgelehrten *Djamal al-Din al-Afghani* (1839–1897) und *Muhammad Abduh* (1849–1905). Die beiden Männer bereisten viele Jahre lang große Teile der islamischen Welt und warben für einen modernen, zugleich aber orthodoxen Islam, der von jeder Art von Volksreligion gereinigt werden müsse. Ihre pan-islamischen Vorstellungen, die zeitweise eine erneute Herrschaft des osmanischen Sultan-Khalifen über die gesamte islamische Welt propagierten, riefen in den Amtsstuben der europäischen Kolonialmächte eine beträchtliche Unruhe hervor. Während ihrer Reisen waren die beiden Reformatoren auch in Algerien gewesen und hatten unter jungen islamischen Rechtsgelehrten einen starken Eindruck hinterlassen. Wie al-Afghani und Abduh sahen sie in der Zersplitterung, wie sie sich auch im Phänomen der islamischen Bruderschaften zeigte, eine der Ursachen für die Schwäche der islamischen Welt, die sich nicht zuletzt in der Unterlegenheit gegenüber dem westlichen Kolonialismus dokumentierte. Wenn diese Schwäche überwunden werden sollte, dann konnte dies nach Ansicht von algerischen Reformern, deren prominentester *Abd el-Hamid Ben Badis* (1889–1940) war, nur geschehen, wenn dem Treiben der Bruderschaften und ihrem Einfluß auf breite Schichten der Bevölkerung ein Ende gemacht wurde. Ihnen sollte zugleich ein islamisches Erziehungssystem entgegengesetzt werden, in dem auch die auf den französischen Schulen unterrichteten Fächer, wie moderne Fremdsprachen und Naturwissenschaften, einen Platz erhalten könnten. Problematisch war in diesem Zusammenhang, daß diese algerischen Reformer eine starke Betonung des arabischen Moments in der algerischen Kultur propagierten und sich damit in einen deutlichen Gegensatz zu einem beträchtlichen Bevölkerungsteil, den verschiedenen Berber-

gruppen, setzten. Da unter diesen die Anhänglichkeit an *Marabouts* und andere Formen des algerischen Volksislams besonders intensiv war, war der Wirksamkeit der islamischen Reformbewegungen auch von daher eine deutliche ethnische Grenze gezogen.

Gemeinsame Gegnerschaft gegen Kolonialherrschaft

Gemeinsam war der berberischen wie der arabischen Bevölkerungsgruppe in Algerien allerdings die Gegnerschaft gegen den französischen Kolonialismus. Sie führte vor allem bei den Berbern zu einer verstärkten Besinnung auf die eigene kulturelle und ethnische Identität. Angestoßen wurde diese Selbstbesinnung durch das wissenschaftliche Interesse vor allem französischer Orientalisten, Ethnologen und Soziologen. Französisch geprägte Intellektuelle aus der Berbergesellschaft nahmen diese wissenschaftlichen Erkenntnisse auf und prägten das Bild einer Berberkultur. Die besonderen Werte dieser Berberkultur ließen den Unterschied zu den algerischen Arabern deutlich werden.

Die gemeinsame Gegnerschaft von Arabern und Berbern gegen die französische Herrschaft, die in einem langen und blutigen Befreiungskampf (1943–1962) ihren Ausdruck fand, überdeckte für viele Jahre die in Algerien vorhandenen ethnischen Spannungen. Nachdem die Unabhängigkeit errungen war, wurden diese Konflikte zunächst noch nicht sichtbar, weil sich die algerische Führung den ideologischen Vorstellungen eines arabischen Sozialismus verschrieb, der von jeher auch einen übernationalen, auf die Dritte Welt bezogenen Aspekt hatte. Das wird nicht zuletzt in der Tatsache deutlich, daß einer der prominentesten Dritte-Welt-Theoretiker, der aus Martinique stammende Franz Fanon, Algerien zu seiner Wahlheimat machte. Man hat bei der Betrachtung der ersten zwanzig Jahre der Geschichte eines modernen algerischen Staates den Eindruck, daß das sozialistische Moment in der Ideologie des arabischen Sozialismus besonders in der berberischen Bevölkerung Anklang fand, während der arabische Bevölkerungsanteil sich vor allem zu den pan-arabischen Vorstellungen hingezogen fühlte. Mit der nachlassenden Bedeutung der Ideologie des arabischen Sozialismus nach dem Sechstagekrieg von 1967 entstand hier jedoch ein Vakuum, das nicht ohne weiteres gefüllt werden konnte. Vor allem unter dem algerischen Präsidenten *Houari Boumedienne* trat das arabische Moment in den politischen Entscheidungsprozessen stärker hervor, was zum Beispiel in einer kaum geglückten Sprachpolitik zum Ausdruck kommt. Die französische Kolonialpolitik hatte es mit sich gebracht, daß Französisch als die übliche schriftliche Sprachform gebraucht wurde. Sie stellte zugleich ein mündliches Kommunikationsmittel dar, wenn sich Algerier mit unterschiedlicher Muttersprache begegneten. Kompliziert wurde die Sprachsituation auch durch die Tatsache, daß beträchtliche Unterschiede zwischen der arabischen Hochsprache und den zahlreichen arabischen Umgangssprachen bestehen, die etwa so groß sind wie die zwischen Latein und einer modernen romanischen Sprache. Häufig ohne administrative Vorbereitungen wurden unter Boumedienne nun Verfügungen erlassen, nach denen binnen kürzester Frist zum Beispiel die Amtssprache bei Gerichten Hocharabisch sein sollte. Daß es hier zu einem heillosen Durcheinander kommen mußte, liegt auf der Hand. Straßen, aber auch Hotels, deren Namen auf die koloniale Vergangenheit des Landes hinwiesen, wurden umbenannt. Die alten Namen blieben bei der Bevölkerung jedoch in Gebrauch. Neue Straßenschilder wurden entfernt und die alten, mit neuen Namen übermalten Schriftzüge von der Bevölkerung wieder sichtbar gemacht. Vergleichbare Vorkommnisse sind auch aus anderen arabischen Ländern in der ersten postkolonialen Unabhängigkeitsbegeisterung bekannt. Durch den intensiven kulturellen französischen Einfluß waren die Übergangsschwierigkeiten in Algerien jedoch sehr viel intensiver und dauern bis auf den heutigen Tag an. Erschwert wurde der Neubeginn zudem da-

durch, daß diese Arabisierungspolitik von dem berberischen Bevölkerungsteil als eine Form von arabischem Kolonialismus angesehen wurde, gegen den er sich zu wehren versuchte. Es kam in den siebziger Jahren immer wieder zu Volksaufständen in den Gebieten des Landes wie der Kabylei, in denen der weit überwiegende Teil der Bevölkerung Berber sind. Staatliche Repressionsmaßnahmen führten nun zu einer Verhärtung der Situation. Der ethnische Konflikt dauert bis heute an.

Das Bewußtsein von kultureller Fremdheit in der eigenen Kultur und der Existenz zwischen einer französischen und einer nordafrikanischen Identität wurde vor allem bei der Bevölkerungsgruppe der jüngeren Algerier immer stärker spürbar. Die junge Generation stellt fest, daß sich der französische Einfluß auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet weiterhin noch sehr stark bemerkbar macht. Diese Situation wird noch dadurch verstärkt, daß viele Algerier in Frankreich als Gastarbeiter ihren Lebensunterhalt verdienen. Dadurch wird ein ständiger Austausch von Personen und Informationen zwischen Frankreich und Algerien erleichtert.

Was brachte die Gemeinsamkeit in der Religion?

Gemeinsames Identifikationsmerkmal der beiden verschiedenen ethnischen Gruppen im Land hätte die gemeinsame Religion sein können. Die gesellschaftspolitischen Entwicklungen verliefen jedoch anders und sind für die aktuelle, komplizierte politische Situation mit verantwortlich. Ohne Zweifel hatten die Schüler der islamischen Reformer (Abduh und al-Afghani) bei dem Entstehen eines algerischen Nationalbewußtseins und der Bewahrung zumindest der Reste einer kulturellen Tradition eine wichtige Rolle gespielt. Auch während des nationalen Befreiungskampfes hatten islamische Religionsgelehrte auf den verschiedensten Ebenen den Aufständischen Hilfe und Unterstützung zukommen lassen. Nach der Unabhängigkeit ergab sich daher eine enge Zusammenarbeit zwischen der neuen politischen Führung des Landes und den islamischen religiösen Funktionsträgern. Vorbeter, Prediger und Rechtsgutachter erhielten Positionen, die ihnen ein staatliches Einkommen sicherten, sie aber dadurch zugleich von diesem Staat und seinen Repräsentanten auch abhängig machten. Die politischen Konsequenzen aus dieser Zusammenarbeit entwickelten sich in den späten siebziger Jahren. Mit dem Ende des Ölbooms verschlechterte sich die wirtschaftliche Situation Algeriens aus diesem und anderen Gründen rapide. Zugleich wuchs die Kritik in der Bevölkerung an der Korruption und Mißwirtschaft im Lande. Sie traf die politische wie die religiöse Führung in gleicher Weise. Allerdings konnte diese Opposition nicht mit arabisch-nationalistischen oder sozialistischen Argumenten auftreten, weil diese schon von der staatlichen Einheitspartei propagiert wurden. Lediglich eine auf den Islam gestützte kritische Argumentation wurde von großen Teilen der Bevölkerung akzeptiert. Allerdings trat hier das Problem auf, daß die Vertreter des offiziellen, staatsnahen Islam ihre Autorität bei der Bevölkerung wegen ihrer deutlichen Staatsnähe verloren hatten. An ihre Stelle traten vor allem in den großen, stärker durch die arabische Kultur geprägten Städten des Landes oppositionelle Prediger, die in privaten Zirkeln und in inoffiziellen Moscheen und Gebetsräumen ihre Kritik an den Verhältnissen in Algerien äußerten. Ihren Lebensunterhalt verdienten sie teilweise als einfache Arbeiter, oder sie wurden von ihren Anhängern unterstützt. Die Versuche staatlicher Stellen, diese unabhängigen religiösen Führerfiguren unter Kontrolle zu bekommen, blieben im großen und ganzen erfolglos. Mit einer weiteren und sich beschleunigenden Verschlechterung der allgemeinen wirtschaftlichen und sozialen Situation in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre ging eine Radikalisierung der Predigten in den inoffiziellen Moscheen einher.

Der Inhalt dieser islamistischen Agitation kann auf das Argument konzentriert werden, daß die mangelnde Befolgung der Vorschriften des Islam für alle Übel im Land und in der Gesell-

schaft verantwortlich zu machen sei. Für die Form dieser Argumentation mag das folgende Beispiel angeführt werden: Eines der aktuellen ökonomischen Probleme Algeriens und mit ihm der Mehrheit aller Staaten der Dritten Welt ist das der Schuldenkrise. Viele Staaten sind kaum noch in der Lage, die Zinsen für die von ihnen bei internationalen Bankkonsortien und staatlichen Geldgebern geliehenen Kredite zu bezahlen, von einer Rückzahlung der Kredite einmal ganz abgesehen. Der Koran verbietet in Sure 2, Verse 275–279 jede Form von Wucher. Heute wird dieses Verbot in der innerislamischen rechtlichen Diskussion von der Mehrheit der Rechtsgelehrten auf jede Art von Zinsnahme angewandt. In Algerien – und nicht nur dort – konnte man von Rechtsgelehrten hören: «Wenn wir nur dem Zinsverbot im Koran gehorcht hätten, wäre ein schweres wirtschaftliches Problem (nämlich das der Überschuldung) von uns genommen.» Daß dabei Probleme wie die in den meisten wirtschaftlichen Systemen zu beobachtende Geldentwertung nicht bedacht werden, spielt in der aktuellen Argumentation der islamischen Opposition keine Rolle.

Latenter Bürgerkrieg und die Rede vom «wahren Islam»

Während sich in den ländlichen Regionen Algeriens, wo das Berberelement stärker vorhanden ist, die wirtschaftliche Situation zwar auch verschlechterte, ohne jedoch das absolute Existenzminimum zu unterschreiten, entwickelte sich die Lage zu Ende der achtziger Jahre in den Städten in negativer Hinsicht dramatisch. Das Absinken der Ölpreise führte zahlreiche wirtschaftliche Sektoren in eine bis dahin nicht gekannte Krise. Die Wohnungsnot nahm ungeahnte Ausmaße an. Da die herrschende Staatspartei im Jahr 1991 keine andere Möglichkeit sah, einen Volksaufstand zu verhindern, wie er bei ähnlichen Gelegenheiten in Ägypten und Marokko zu beobachten war, rief sie zu Wahlen auf, an denen sich zum erstenmal neben der Einheitspartei auch andere politische Gruppen beteiligen

durften. Das Ergebnis dieser Wahl konnte eigentlich nur diejenigen überraschen, die die algerische Situation nicht kannten; also auch und vor allem die das Land beherrschende Gruppe von Offizieren und Politikern, die den Kontakt zur Wirklichkeit in Algerien schon lange verloren hatten. Der Erfolg der kurzfristig gegründeten FIS (Front Islamique du Salut) war eindeutig. Bei einer Wahlbeteiligung von nur ca. 60% der Stimmberechtigten konnte die FIS vor allem in den großen Städten mehr als 50% der Stimmen erreichen. Da die beherrschenden Persönlichkeiten der Einheitspartei und das Militär diese Wahlentscheidung nicht akzeptierten, kam es in der Folgezeit zu einem latenten Bürgerkrieg, der bis auf den heutigen Tag anhält. In den Regionen des Landes und den Quartieren der großen Städte, in denen die FIS und andere radikalislamische Gruppierungen sich auf eine Mehrheit der Bevölkerung stützen können, versuchen die radikalen Prediger, ihre Vorstellungen von einem wahren Islam durchzusetzen. Das führte hin und wieder zu durchaus merkwürdigen und mit der islamischen Tradition nicht in Übereinstimmung zu bringenden Phänomenen. So findet in einem der von der ärmeren Bevölkerung bewohnten Stadtteile von Algier wöchentlich ein islamischer Markt statt, bei dem auf eine strikte Geschlechtertrennung geachtet wird. Dabei wurden nicht spezielle Märkte eingerichtet, die nur von Frauen frequentiert werden dürfen, eine Marktform, die in Nordafrika durchaus bekannt ist. Statt dessen werden vor den einzelnen Marktständen Sperrgitter aufgestellt, durch die männliche und weibliche Marktbesucher voneinander getrennt werden. Aus der frühislamischen Geschichte sind derartige Marktformen völlig unbekannt. Mag man bei dieser Übererfüllung islamischer Vorschriften noch ein wenig schmunzeln, so ist doch durch die Verfolgung andersdenkender Journalisten und Intellektueller im Namen des Islam durch radikale Muslime eine Situation entstanden, die auch von zahlreichen Muslimen mit Besorgnis beobachtet wird. Bei derartigen Attentaten, denen inzwischen auch eine Anzahl von europäischen Bewohnern Algeriens zum Opfer gefallen sind, handelt es sich um einen Terrorismus, dessen offenkundiges Ziel es ist, im Lande eine Situation zu schaffen, in der radikal-islamistische Gruppen die politische Macht ergreifen können. Die Auswahl der Attentatsopfer erscheint mehr oder weniger willkürlich, was die Unsicherheit unter liberalen Algeriern noch erhöht. Viele, denen es möglich war, haben sich deshalb zu längeren Aufenthalten ins Ausland begeben. Ob alle bei einer Entspannung der Situation zurückkehren werden, ist zweifelhaft. Der «brain-drain», dem Algerien infolge der von Islamisten initiierten Gewalttaten zurzeit ausgesetzt ist, kann schon in naher Zukunft tiefgreifende Folgen für das intellektuelle Leben, aber auch für die wirtschaftliche und technologische Entwicklung des Landes haben. Die algerische Regierung bemühte sich, mit härtesten Mitteln der Lage Herr zu werden. Im Monat März waren bei einer dreiwöchigen Operation der Sicherheitskräfte gegen militante Muslime nach offiziellen Angaben 350 Personen getötet worden. Die Zahl der Attentatsopfer hatte im gleichen Zeitraum 32 betragen. Die Regierung konnte mit diesen Maßnahmen zumindest eine Ausweitung der Attentatswelle verhindern. Die Gewalttaten haben zumindest zeitweise überdeckt, daß der ethnische Konflikt in Algerien weiter bestehen bleibt. Das wird auch im parteipolitischen Spektrum sichtbar, in dem die 1968 gegründete und bis 1989 illegale Front des Forces Socialistes (FFS) die Interessen der berberischen Bevölkerung vertritt. Die Führung dieser Partei ist sich bewußt, daß die Berberbevölkerung allein in einem säkularen Staat ihre ethnische Identität bewahren kann. Eine von islamischen Vorstellungen bestimmte Regierung würde zugleich auf Kosten der Berber das arabische Moment betonen. Die FFS ist im übrigen nicht die einzige Partei, deren Programm eine intensive Förderung der berberischen Kultur beinhaltet. Bemerkenswert ist bei all diesen das Berbertum betonenden Parteien und politischen Organisationen die gleichzeitige Bezugnahme auf sozialistische Vorstellungen.

Alte Religionen – Neue politische Identität

Öffentliche Tagung der Stiftung Lucerna
vom 12. bis 14. September 1994 in Luzern

Thema der Tagung ist die Frage nach den Wechselwirkungen zwischen Religion und Politik. Diese Frage hat seit dem Zusammenbruch des Ostblocks brennende Aktualität erlangt, vor allem in den Ländern Osteuropas, die in ihrem Ringen um eine neue politische Identität vielfach auf ihre alten Überlieferungen zurückgreifen, nicht zuletzt auf ihre alten Religionen. Das Tagungsthema wird denn auch am Beispiel Osteuropas abgehandelt mit Schwerpunkt auf dem Konfliktgebiet des ehemaligen Jugoslawien. Die Tagung will damit einen Beitrag leisten zum Verständnis der osteuropäischen Zeitgeschichte.

Als Referenten wirken mit: Dr. Augustin Andreu (Madrid), Prof. Dr. Otto Bischofberger (Luzern), Dr. Jean-Paul Deschler (Bubendorf), Dr. Gregor M. Manousakis (Athen), Prof. Dr. Reinhard Schulze (Bamberg); PD Dr. Wolf Oschlies (Köln).

Auskünfte erteilt das Sekretariat der Stiftung Lucerna:
Pia Anderhub-Melliger, Berglistraße 55, 6003 Luzern
Telefon (041) 22 64 35

Versöhnungsdialog gefährdet – Spirale der Gewalt

Diese und andere säkular und links stehende Parteien sind jedoch kaum imstande, die schwierigen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse zu ändern, die den radikalen islamischen Ideen den Zulauf garantieren. Deshalb hat der algerische Staatspräsident *Liamine Zeroual*, ein früherer General, seit April begonnen, mit der FIS einen Versöhnungsdialog zu führen. Zugleich besetzte er im Zuge einer Kabinettsneubildung Schlüsselpositionen wie das Innen- oder das Verteidigungsministerium mit Politikern, die ebenfalls einen weiteren Konfrontationskurs gegenüber der FIS ablehnen. Diese Politik entspricht dem Willen eines überwiegenden Teils der algerischen Bevölkerung. Dieser Dialog gestaltet sich allerdings komplizierter, als manche Beobachter zunächst erwartet hatten. Noch immer befinden sich die beiden führenden FIS-Politiker, *Abbasi Madani* und *Ali Belhadj*, im Gefängnis, und eine große Anzahl von Parteimitgliedern leben in Konzentrationslagern, die in den algerischen Teilen der Sahara eingerichtet worden waren. Die FIS stellt als Bedingung für ihre Teilnahme am Versöhnungsdialog die Forderung, daß zunächst alle internierten und verhafteten Mitglieder und Sympathisanten freigelassen werden. Dieser Forderung werden die Sicherheitsbehörden kaum nachkommen. Im übrigen kann nicht als gesichert angesehen werden, daß der Dialog auch tatsächlich zu einer Befriedung und zu einem Ende der Attentate führt. Denn die FIS ist keine einheitliche und eindeutig strukturierte Organisation. Schon als sich 1991 der Wahlsieg der Partei abzeichnete, kam es zu Spaltungstendenzen, die nur durch die Übernahme der politischen Macht durch das Militär und eine als Reaktion darauf folgende Solidarisierung innerhalb der FIS aufgehalten wurden. Daneben gab es 1990 noch weitere fünfzehn Parteien, die mehr oder weniger radikal-islamische Ziele auf ihre Fahnen geschrieben hatten. Am Rande dieser Parteien und auch außerhalb haben sich inzwischen Gruppen gebildet, die die FIS an Radikalität noch weit übertreffen und die Autorität der Führung der FIS nicht anerkennen. Von ihnen geht eine Gefährdung des Versöhnungsdialogs aus, da sie jederzeit die Spannung im Lande durch Attentate wieder erhöhen können. Die kürzliche Ermordung einer Nonne und eines Mönchs, die schon seit mehreren Jahrzehnten in Algier arbeiteten, geht auf das Konto dieser extremistischen Islamisten und war wohl als ein Hinweis für die FIS zu verstehen, daß sie sich bei dem von staatlicher Seite angebotenen Versöhnungsdialog nicht von ihren Positionen abbringen lassen sollte. Derartige Vorgänge bestätigen wiederum Skeptiker im algerischen Militär und den Sicherheitsbehörden, die von dem Dialog wenig erwarten. Falls die Attentatswelle noch stärker wird, wäre ein Putsch gegen den gegenwärtigen Staatspräsidenten nicht ausgeschlossen, und die Spirale der Gewalt könnte sich weiter drehen. Dem Präsidenten ist diese Situation bewußt, und seine kürzlich durchgesetzten Veränderungen in der militärischen Führung des Landes hatten sicher auch den Zweck, das Militär einer stärkeren politischen Kontrolle zu unterziehen.

Ein zentrales Moment der algerischen Krise ist die wirtschaftliche Situation. Parallel zu den Versuchen um eine nationale Aussöhnung finden gegenwärtig Verhandlungen mit dem International Monetary Fund (IMF) und verschiedenen anderen Geldgebern statt. Ziel dieser Verhandlungen ist es, durch Reformen der staatlich gelenkten Wirtschaft des Landes und eine daraus resultierende Umschuldung der algerischen Auslandsschulden eine Verbesserung der wirtschaftlichen Situation des Landes zu bewerkstelligen. Bei einem Anziehen der Konjunktur könnten dann auch zahlreiche wirtschaftliche und soziale Probleme angegangen werden, die unter anderem als Ursachen für die Attraktivität des radikalen Islams bei vielen Algeriern angesehen werden. So wichtig jedoch diese wirtschaftsbezogene Argumentation sein mag, so wenig sind mit Konjunkturspritzen und anderen ökonomischen Maßnahmen

die beiden grundsätzlichen Probleme des Landes einer Lösung nähergebracht worden: Die vorhandenen ethnischen Spannungen zwischen Berbern und Arabern einerseits und die Frage der algerischen Identität andererseits. Algerien geht auch weiterhin schwierigen Zeiten entgegen.

Peter Heine, Berlin

Die gelungene Amphora

Über Form und Geist der «Propos» des Philosophen Alain

Hierzulande kennt jeder Abiturient den Namen *Camus*, jeder Gebildete den Namen *Sartre*, aber nicht einmal jeder Romanist kennt *Alain*, obwohl er in Frankreich längst als Klassiker gilt und mit vier Bänden in die Bibliothèque de la Pléiade eingegangen ist, dieses Pantheon der Weltliteratur. Dieser Mangel verwundert um so mehr, als Alain der Literatur eine neue Form geschenkt hat, das *Propos*, eine Mischung aus gedrängtem Essay und Prosagedicht. Bereits zu Lebzeiten Alains erkannte sein Zeitgenosse *Paul Valéry* das Gesetz, das dem *Propos*-Schaffen innewohnt: «Im Haushalt des Geistes ruiniert Sparsamkeit, die Verschwender werden immer reicher.»

Alain, der eigentlich Emile Auguste Chartier hieß, wurde 1868 in Mortagne-au-Perche in der Normandie geboren. Er war der Sohn eines angesehenen Tierarztes, von dessen Beobachtungsgabe er gelernt haben mag. Im Lycée de Vanves war er drei Jahre lang Schüler des Philosophen *Jules Lagneau*, bei dem er, wie Alain sagt, zwei Erfahrungen gemacht hat, die des Geistes und die der Ewigkeit: «In diesem Sinne war ich Spinozist und bin es noch», lautet eine Tagebucheintragung aus dem Jahre 1940. Was für den jungen Goethe der Erbauer des Straßburger Münsters, was für Paul Valéry Leonardo da Vinci war, das war für Alain sein Lehrer Lagneau: die Begegnung mit dem Genius, die sein Leben bestimmen sollte. Er unterrichtete als Philosophielehrer in einigen Provinzstädten (Pontivy, Lorient und Rouen) und schließlich an dem berühmten Lycée Henri IV in Paris, wo *Simone Weil* zu seinen Schülern gehörte. Er starb im Jahre 1951 in Le Vésinet bei Paris. Obwohl er nie aus Frankreich herausgekommen ist, umfaßte sein Geist den Geist der Menschen von der Bibel bis hin zu Paul Valéry, von Platon bis Marcel Proust.

Es kommt in der Geschichte der Philosophie nicht oft vor, daß ein Denker sich einer literarischen Form bedient. Ja, man kann diese Ereignisse an den Fingern einer Hand abzählen. Noch seltener aber geschieht es, daß ein Philosoph Schöpfer einer Form wird. Das hat sich vielleicht nur zweimal ereignet: bei Montaigne und bei Alain. Der Philosoph als Künstler ist ebenso selten wie kostbar.

Ein kurzer Umweg läßt Alains Besonderheit vielleicht in um so hellerem Licht erscheinen. Der kleine Formenreigen beginnt in der Frühe des Denkes mit den Sprüchen der *Vorsokratiker*, die gleichsam Fußstapfen sind in bis dahin unbetretenem Gelände. Teilweise rätselhaft, immer aber karg wie die Sprüche eines Orakels. Dann folgen die Dialoge *Platons* mit ihrer sokratischen Mäeutik, und an ihnen zeigt sich, daß Inhalt und Form, Gehalt und Gestalt einander bedingen. Denn diese berühmte Hebammenkunst macht es sich zur Aufgabe, im Gesprächspartner diejenigen richtigen Antworten und Einsichten zu wecken, die in ihm schlummern und ihm noch nicht bewußt sind. Und das kann in keiner anderen Form als dem Dialog vor sich gehen.

Nietzsches Philosophieren mit dem Hammer erfordert dagegen ständige Schläge in kurzen Abständen, weil er die alten Gesetzestafeln zertrümmern möchte, und so setzen sich seine Bücher zusammen aus «lauter verbotenen Gedanken-Ketten». – «Die Verehrer der Form sind gegen den wissenschaftlichen Geist», schrieb er; «die philosophischen Arbeiter nach

dem Muster Kants und Hegels» waren ihm «keine eigentlichen Philosophen». So sah er denn in Hegels Prosa nur ein «nichts-würdiges Grau», weil er die Formlosigkeit philosophischer Abhandlungen verabscheute. «An einer Seite Prosa wie an einer Bildsäule meißeln», schien ihm dagegen die Aufgabe des Aphoristikers zu sein.

Bei *Montaigne* wird die innere Notwendigkeit der gewählten Form noch deutlicher: «Ich nehme den ersten besten Stoff, den mir der Zufall zuwirft. Sie sind mir alle gleich viel wert. Und ich setze mir niemals vor, sie zur Gänze abzuhandeln. Denn ich sehe von nichts das Ganze; noch sehen es jene, die es uns zu zeigen versprechen.» Knapper, sicherer und schlichter ist wohl kaum wieder eine Theorie des Essays vorgetragen worden. *Montaigne* nimmt an der philosophischen Abhandlung nicht Anstoß, weil sie ihm formlos erscheint, sondern weil er sie für unredlich hält. Hat *Montaigne* hier von Form und Denken gesprochen, so spricht er an anderer Stelle von Form und Leben: «Welchen Grundsätzen mein Leben folgte, das habe ich erst erfahren, als es schon vollendet und gestaltet war.» Das vollendete Werk erst liefert ihm die Voraussetzung zur Selbsterkenntnis. Daß *Montaigne* sich der Besonderheit der Form seines Philosophierens bewußt ist, zeigt der Satz, der darauf folgt: «Neue Erscheinung: ein Philosoph von ungefähr und ohne Vorbedacht.» Nimmt man dazu den bekannten Ausspruch: «Ich habe mein Buch gemacht, mein Buch hat mich gemacht», so rundet sich das Bild, und das geistige Porträt des Ahnherrn der Essayisten tritt hervor.

Alains Entscheidung gegen den Systembau und für den Essay

Als Alain im Jahre 1904, zwei Jahre vor Beginn seines Propos-Schaffens, seine Marschroute absteckte, entschied er sich gegen den Systembau und für den Essay. Was dabei herauskommt, ist folglich kein Systemprogramm, keine Ideenskizze wie beim jungen Hegel, sondern der Vorsatz einer Verhaltensweise; denn dieser Normanne philosophiert viel näher bei sich selbst als sein schwäbischer Kollege: «Sie haben Systeme, wie man Fallen hat, um etwas einzufangen. So wird jeder Gedanke in einen Käfig gesperrt, und man kann kommen und ihn sich anschauen, wunderbares Schauspiel, lehrreiches Schauspiel für die Kinder, alles ist in Ordnung gebracht in diesen vorbereiteten Käfigen. Jedoch das Wahre spottet dessen. Das Wahre eines Einzeldinges in einem bestimmten Augenblick ist das Universelle keines Augenblicks. Wenn man es sucht, verliert man sein System, wird Mensch; man ist wachsam, bewahrt sich frei, kraftvoll, immer bereit, jedes Ding zu ergreifen, wie es ist, jede Frage zu behandeln, als wäre sie die einzige, als wäre sie die erste, als wäre die Welt gestern entstanden. Lethe trinken, um zu neuem Leben zu erwachen.»

War es bei Nietzsche der Artist, so ist es bei Alain der Erkenntnisritiker, der seine Zweifel am System anmeldet. Freiheit des Denkens und ein fester Rhythmus seines Lebens werden dreißig Jahre lang sein Tun und Lassen bestimmen; denn Alain wird von 1906 bis 1936 seine Propos täglich und unentgeltlich für eine Zeitung schreiben.

Viel später erst, in der *Geschichte meiner Gedanken*, die 1936 erschien, als sein Propos-Schaffen bereits beendet war, lüftet Alain das Geheimnis seiner Form. Durch die Beschränkung auf zwei Seiten sah er von Anfang an das Ende ab, fand er sich damit ab wie ein Dichter, der ein Sonett schreibt. Die freie Improvisation erforderte einen Raum, den man im vornherein einteilt, und eine Abschätzung wie bei einem Sprung. Das verlieh dem Propos Bewegung, Atmosphäre und Aufschwung. Es ließ sich nicht eine zweite Idee und dann noch eine weitere hinzufügen, wie man es macht, wenn es einem nicht an Papier mangelt. Außerdem bestand keine Möglichkeit, von einem Propos zum anderen überzugehen, wie es die Kapitel einer Abhandlung ermöglichen. Die Enge des Raumes bewirkte, daß weitere Ideen, die sich einstellten, abgewiesen werden mußten und doch irgendwie den Hauptgedanken be-

reicherten. Die Engführung am Ende eines Propos zog eine Fülle von Gedanken nach sich, die nicht mehr ausgesagt werden konnten, aber doch dem Ausdruck anhafteten: «Daher eine Art Poesie und Kraft. Die Musiker, die eine Fuge komponieren, werden manchmal mitgerissen durch die Engführung, die der Augenblick ist, wo alles sich versammelt, bis es durch einen Ring geht. Alles drängt dann in Fülle an, und man muß sich zusammenreißen und hindurchgehen, und zwar schnell. Solcher Art ist mein Akrobatenkunststück, soweit ich das beurteilen kann; übrigens ist es mir von hundert nur einmal gelungen.»

Die Engführung als Seele des Propos

Die Engführung ist die Seele des Propos, und das stets erneute Wagnis des Autors wird zum eigentlichen Erlebnis des Lesers. Aber worin liegt nun die eigentümliche Geistesbeschäftigung dieser kunstvollen Form? Ob das Propos von einem Tagesereignis ausgeht oder von einer Lesefrucht, von einer Beobachtung oder von einer Definition, einem Vorurteil oder einer allgemeinen Erfahrung, immer führt dieser Ausgangspunkt zu einer Erhellung. Kommt das Gelingen der Engführung hinzu, so ist das Gefühl, das sich beim Leser einstellt, eine Erhebung durch Erhellung. Und das ist eigentlich der innere Vorgang des Propos. «Eine Fuge», so sagt Alain, «ist sinnvoll, weil sie versammelt und bindet.»

Trotz der großen Vielfalt der Themen ist nämlich Sammlung das Ziel der Propos. Ob es sich um Kinderzeichnungen handelt, um die Vergleiche Homers, den Geist der Bibel, Stendhals Prosa, die Begegnung Napoleons mit Goethe, Valérys *Junge Parze*, den Briefwechsel Schiller-Goethe, die Metapher, um dialektisches Denken, um Platons Höhlengleichnis, um Darwins Zauber, immer begegnet der Leser der Menschheit in ihren schönsten Leistungen.

Über den weiten Umweg durch die Menschheit soll der Leser bereichert zu sich selbst zurückgeführt werden: «Man muß sich also suchen und sich finden», und das ist nur möglich, indem man über sich hinausgeht. Denken ist für Alain Andenken, und Andenken heißt ihm, dasjenige zum Leben zu erwecken, was es an Bestem in den Toten gab. «Nachdenken nennt man diesen kritischen Gedankengang, der von jeder Erkenntnis immer zu demjenigen zurückkehrt, der ihn anstellt, um ihn weiser zu machen.»

Während aber die Sprüche der Vorsokratiker statische Weisheiten sind, ist das Propos Weisheit in Bewegung, zeigt es immer eine Idee in der Entstehung; während die Essays *Montaignes* einen «häuslichen und privaten Zweck» haben, haben die Propos einen öffentlichen Charakter wie die Dialoge Platons; dem Außersichsein Nietzsches aber steht das Beisichsein Alains gegenüber, das der ruhende Pol in der Vielfalt seiner Themen ist.

Für Alain, dem der Philosoph seinem Wesen nach Seelenarzt ist, ist «die Seele niemals zu entdecken noch zu beschreiben; sie ist vielmehr immerfort herzustellen und wiederherzustellen». Hierzu war allein das Propos das geeignete Mittel. Keine Abhandlung hätte vermocht, was diese kurzen Prosastücke immer wieder anstreben. Denn Alain ging es weder um eine Archäologie der Seele, wie sie die Psychoanalyse *Freuds* beansprucht, noch um eine Inventur der seelischen Grundeinstellungen, wie sie die *Psychologie der Weltanschauungen* von *Jaspers* ausbreitet, sondern um eine Befreiung der Seele aus ihren Verstrickungen in Fanatismus, Leidenschaften und Einbildung.

Jedes Propos ist um ein Verstehen bemüht, aber um ein Verstehen, das sich nicht fangen läßt, denn darin besteht für Alain die Freiheit des Geistes. Nur solch freies Verstehen kann Hochherzigkeit bewirken. «Hochherzigkeit», so schreibt Alain in seiner späten Schrift *Die Abenteuer des Herzens*, «ist der Name, den Descartes dem Gefühl der Freiheit geben möchte.» Die Vermittlung des Gefühls der Freiheit aber über-

nimmt die Engführung, dieses *Sursum corda*. Im Grunde sind dadurch die schönsten *Propos* Alains Einübungen in Hochherzigkeit, und zwar mit dem Ziel der Seelengröße, die diesem Ethiker die höchste Tugend war. Sie ist ihm die Vollendung innerer Regierung, und zu ihr möchte dieser Philosoph den Leser auf immer neuen Wegen hinführen. So wird aus dem *Propos* ein Gefäß des Geistes, und das ist das Geschenk, das dieser Autor dem Leser macht.

Alains *Propos Die Laune* vom 20. September 1930, in dem die Rede ist von dem Geheimnis des Stils, enthält eine der schön-

sten Engführungen, die zugleich ein vielleicht unbeabsichtigtes Selbstporträt ist: «Ein antiker Töpfer drückte eines Tages sein eigenes Glück aus durch eine reine und vollkommene Amphora. Er irrte sich nicht darin; er verkaufte die anderen; diese aber verschenkte er.»

Franz Joseph Krebs, Duderstadt

Literaturhinweise: Alain, *Das Glück ist hochherzig*. Sechzig *Propos*. Übersetzung und Nachwort von F. J. Krebs. (Bibliothek Suhrkamp, 949). Frankfurt/M. 1987; Alain, *Die Kunst sich und andere zu erkennen*. Fünfundfünfzig *Propos* und ein *Essai*. Auswahl, Übersetzung und Nachwort von F. J. Krebs. (Bibliothek Suhrkamp, 1067). Frankfurt/M. 1991.

«Seine Majestät, der Schmerz»

Zum 100. Geburtstag des Schriftstellers Joseph Roth

In einem galizischen Stetl geboren, in Wien und Berlin zu Ansehen gelangt, nach Frankreich geflüchtet und in Paris gestorben – so könnte man in Kürze Joseph Roths Leben erzählen. Es wäre die typische Biographie eines Ostjuden, welcher wie so viele andere seines Glaubens den Weg nach dem Westen angetreten hat. Diese Reise verhieß vorerst Befreiung aus der Enge von Armut und Provinzialität. Sie versprach Abenteuer, ein besseres Leben, die Liebe schöner Frauen, Komfort und beruflichen Ruhm. Doch schon um 1930, als sein Roman «Hiob» erschien, mußte Roth die Schule des Zweifels absolviert und gespürt haben, daß diese Bewegungen westwärts nicht einzig dem Glück entgegenführten. Der Fuhrmann Sameschkin sagt zum Juden Mendel Singer: «Was fahrt ihr auch immer so viel in der Welt herum! Der Teufel schickt euch von einem Ort zum andern. Unsereins bleibt, wo er geboren ist, und nur wenn Krieg ist, zieht man nach Japan!» Auch dem Schriftsteller aus Brody, geboren am 2. September 1894, bescherte der Westen und mit ihm die Assimilation nicht jene Erfüllung, wegen der er einst ausgezogen war. Was ihm schließlich blieb, war «Seine Majestät, der Schmerz»; nicht anders erging es seinem «Hiob», dem Melamed Mendel Singer. Doch anders als dieser wurde Joseph Roth am Schluß seines Lebens nicht «von der Schwere des Glücks und der Größe der Wunder» getroffen. Er starb arm und verlassen, zermürbt durch alkoholische Exzesse und verzweifelt über den politischen Zustand Europas. «Verfallen wie in Brody» – so lautete einst die Wendung für Roths Geburtsstadt in Galizisch-Podolien; verfallen wie der Dichter Joseph Roth – so hätte man die schlimmstmögliche Wendung eines Autorenlebens auf den Nenner bringen können. Der einstmalig weltgewandte, adrette und geistreiche Mann der Wiener und Berliner Kaffeehäuser saß mit aufgedunsenem Gesicht an einem Cafétisch in der Pariser Rue de Tournon, vermochte wegen einer chronischen Magenentzündung kaum mehr etwas zu essen, und wenn der Fünfundvierzigjährige die wenigen Schritte über die Straße ging, so schleppte er sich dahin, auf einen Stock gestützt. Alle seine Hoffnungen hatten sich zerschlagen: In Paris kostete er die Nöte eines Exilschriftstellers, seine einstmalig geliebte Frau Friedl lag – unheilbar an Schizophrenie erkrankt – in einer psychiatrischen Klinik, und Europa trieb dem Desaster entgegen. Am 27. Mai 1939 starb Joseph Roth in Paris. Fast mußte er für dieses Datum dankbar sein, denn er erlebte nicht mehr den Kriegsausbruch, nicht mehr die Okkupation Frankreichs und die einsetzenden Judenverfolgungen. Auch erfuhr er nichts vom schändlichen Tod seiner Frau, die ein Opfer der Euthanasiepolitik werden sollte.

Seine Freunde hätten Joseph Roth gerne auf dem Friedhof Montmartre beerdigen lassen, wo der von ihm so sehr verehrte Heine lag, doch die Ausführung dieses Vorhabens scheiterte an den hohen finanziellen Kosten. Man mußte sich «mit einem wenig repräsentativen Ort abfinden, dem Cimetière Thiais, in der Banlieue, südöstlich von Paris», wie sein Biograph, der amerikanische Germanist David Bronsen, schreibt. Indessen

eignet diesem Ort der Toten dennoch eine Besonderheit, denn in Thiais liegt seit 1970 auch der Dichter Paul Celan begraben.

Roths Herkunft aus dem galizischen Stetl

Die Hinneigung Joseph Roths zu *Heinrich Heine* erscheint uns heute sehr folgerichtig. Mehrere Gemeinsamkeiten verbinden die beiden eminenten Hommes de lettre über die Jahrzehnte, ja über die Epochen hinweg: Da wäre die jüdische Herkunft zu nennen – bei dem einen allerdings typisch westeuropäisch, bei dem andern osteuropäisch geprägt –, der Entscheid für die Laufbahn des freien Schriftstellers, der Kampf gegen Bevormundung und Zensur, vor allem aber die beiden gemeinsame Sprache des Spötters und zugleich hochsensiblen Wortkünstlers. Beiden floß die Sprache leicht aufs Papier, scheinbar leicht allerdings, denn Heine wie Roth feilten an ihren Texten, bis jener Glanz und Schliff erreicht war, den sie erzielen wollten. Beide verbrachten das Finale ihres Lebens in der französischen Metropole, dorthin nicht nur durch die Wirren der Zeit geschleudert, sondern von französischer Kultur auch durch tiefe Affinitäten angezogen. Während Heine unmittelbar vor seiner Promotion zum protestantischen Glauben übergetreten ist – denn «der Taufzettel ist das Entréebillet zur europäischen Kultur», wie er in «Aphorismen und Fragmente» anführt –, irritiert Roth seine Freunde immer wieder mit deutlich katholischeren Elementen innerhalb seines Judentums (darin *Franz Werfel* nicht unähnlich), so daß diese nach seinem Tod darüber rätseln, welcher Konfession, welchem Glauben der Verstorbene nun eigentlich zugehört habe.

David Bronsen nennt Joseph Roth einen «Mythomanen». Tatsächlich war dieser Autor ein Legendenbildner in eigener Sache. Er verwischte die Konturen seines Geburtsorts, sprach von Szwabj bzw. Schwaby statt von Brody, und seinen Vater ließ er auf Nimmerwiedersehen verschwinden. Zudem bemerkte er in einem Brief an seinen Verleger *Gustav Kiepenheuer* (1930), der Tag seiner Geburt sei «in keinem Kirchenbuch und in keinem Gemeindekataster» eingetragen. Dies alles mag vorerst belustigen, zumal wenn man auch die Freundin der späten Jahre, die Schriftstellerin *Irmgard Keun*, mitbedenkt, die das Datum ihrer Geburt nach Lust und Laune geändert hat. Beiden war offenbar an der hübschen Fabel mehr gelegen als an der Faktentreue. Doch im Falle Joseph Roths dürfte noch anderes mitgewirkt haben: nämlich eine tiefe Verunsicherung der eigenen Identität, welche aus seiner jüdisch-osteuropäischen Herkunft rührte. Nur zu gut wußte dieser Schriftsteller, wie sehr das aufgeklärte assimilierte Judentum in Städten wie Wien, Berlin oder später Paris jegliche Gemeinsamkeit mit den zugewanderten Glaubensbrüdern aus dem Osten leugnete und hierin manchmal eine Spielart des innerjüdischen Antisemitismus anschlug. So hieß auch der Autor ursprünglich nach seinem Urgroßvater mütterlicherseits *Mosche Jossif Grübel*; der Großvater indessen trug den Enkel als *Moses Joseph Roth* im jüdischen Matrikelamt zu Brody ein. Anlässlich der frühen literarischen Versuche, die ab 1914 in den

Wiener Zeitungen erschienen, ließ Roth dann den ersten Vornamen fallen. Ganz ähnlich reagierte sein Landsmann, der jüdische Schauspieler *Alexander Granach*, auf seine Herkunft. Er verwarf nicht nur seinen ursprünglichen Vornamen *Jessaja*, sondern sagte in seiner Lebensgeschichte «Da geht ein Mensch», die Berliner sprächen über Galizien so gehässig, wie über kein anderes Land. Kein Mensch nähme Anstoß daran, wenn Rumänien, Bulgarien, Serbien oder Montenegro genannt würden. Sobald aber das Wort «Galizien» falle, versäume keiner, die Nase zu rümpfen. – Roth mußte deshalb gewisse kleine «Berichtigungen» vornehmen, um seine Karriere nicht zu gefährden, und Schwaby klang eben neutraler als Brody, ließ an eine Siedlung der Deutschen denken und nicht an ein galizisches Krähwinkel.

Der Feuilletonist und Prosaautor

Joseph Roth ist sowohl als Journalist wie auch als Schriftsteller hervorgetreten, und in beiden Bereichen hat er bereits zu Lebzeiten Erfolge geerntet. Spielend schaffte er den Sprung von der einen Domäne zur andern. Was er in unzähligen Reportagearbeiten, die ihn durch die verschiedensten Länder Europas führten, an Präzisierung und Detailkenntnis erworben hatte, floß ungezwungen in seine schriftstellerische Arbeit hinein. Als Journalist hatte er sich vor allem dem Feuilleton verschrieben und es hier zu einer unverwechselbaren Meisterschaft gebracht. Seine Formulierungen waren von eleganter Prägnanz, erschienen leichtfüßig und atmeten jenen «esprit», der sonst viel eher der französischen als der deutschen Sprache eigen ist. Er schrieb viel und mit Lust, war der Prototyp jenes Kaffeehausliteraten bis zum Ende des Lebens. Im Kaffeehaus oder Café residierte er wie ein ungekrönter König der Feder, hier empfing er Freunde und Bekannte, hier leitete er die Informationsbörse. Für seine Artikel bezog er schon damals bisweilen Spitzenhonorare, die er, der Verschwender, wieder in Kleider und Genüsse umsetzte. Heute scheint es, als ob er die Ärmlichkeit seiner Jugend und die Ärmlichkeit des Pariser Exils durch die Unbekümmertheit der fetten Jahre hätte wettmachen wollen.

Seine Prosa setzte bereits 1923 ein. Im Roman «Das Spinnennetz» (unlängst von *Bernhard Wicki* verfilmt) hat er – noch vor dem Putsch von *Ludendorff* und *Hitler* im November 1923 – rechtsradikale Aktivitäten exakt beschrieben. Auch die Romane «Hotel Savoy» (1924) und «Rebellion» (ebenfalls 1924) belegen die dezidiert sozialistische Einstellung des Autors, die später in der Roth-Forschung zum Etikett des «roten Joseph» führte. Dennoch ist bereits wenig später ein Bruch festzustellen, denn das politische Engagement weicht zusehends einer schleichenden Resignation. Entscheidend dafür dürften Roths Eindrücke während seiner Rußlandreise (1926) gewesen sein. Er erlebte bürokratische Erstarrungen und die Etablierung einer neuen Bourgeoisie, Unterdrückung und Bevormundung, wo er doch den Sozialismus verwirklicht sehen wollte. – Fortan verpflichten sich seine Romane dem ästhetischen Programm der «Neuen Sachlichkeit», deklarieren sich, wie etwa «Die Flucht ohne Ende» (1927), als Bericht und verbinden zudem eine exakte Analyse der politischen und kulturellen Verhältnisse mit deutlicher Skepsis gegenüber der Zukunft. Zu denken wäre hier an Prosaarbeiten wie «Rechts und Links» (1929) und «Der stumme Prophet» (Teilveröffentlichung 1929, vollständig erst 1966). Alle diese Titel markieren das Frühwerk Roths.

Als «spätes Frühwerk» bezeichnet die Forschung den Roman «Zipper und sein Vater» (1928), denn die Kommentare des Erzählers – charakteristisch für die frühen Arbeiten – treten immer seltener auf, und Geschichte teilt sich nur noch mittelbar, durch die Auswirkung auf das Privatleben der Romanfiguren, mit. In der Folgezeit konzentriert sich Joseph Roth immer mehr auf das Leben in der vergangenen k.u.k. Monarchie, und es zeichnet sich die Wende «vom roten Joseph zu Joseph Roth» ab. Indessen ist dies ein bequemer griffiger

Netter, der die vielschichtigeren Wirklichkeit nicht zu fassen vermag.

Titel wie jene der beiden wohl bekanntesten Werke, «Radetzky-Marsch» (1932) und «Die Kapuzinergruft» (1938), stehen für diese rückwärtsgewandte Entwicklung. Der Autor zeichnet den Niedergang der Doppelmonarchie von der Schlacht bei Solferino (1859) bis zum Tod Kaiser *Franz Josephs I.* im Jahre 1916 nach; der zweite kann als eine Art Fortsetzung betrachtet werden, indem nochmals ein Mitglied der kaisertreuen Familie *Trotta* ins Blickfeld rückt, diesmal allerdings ein schwacher Nachfahre, der sich in der Nacht des Einmarsches der Nationalsozialisten in die Kapuzinergruft zurückzieht. Der Gang dieses Enkels und Urenkels einstiger Helden besiegelt gleichsam «Finis Austriae»:

«Ich will den Sarg meines Kaisers Franz Joseph besuchen»,
erwiderte ich.
«Gott segne Sie!» sagte der Bruder, und er schlug das Kreuz über mich.
«Gott erhalte!» rief ich.
«Pst!» sagte der Bruder.
«Wohin soll ich, ich jetzt, ein Trotta? ...»

Franz Ferdinand Trotta, der unselige «Walzertänzer», ist ein Spiegelbild des immer stärker resignierenden Joseph Roth. Wie sehr aber diese österreichische Befindlichkeit, diese Wehmut über den Untergang des Hauses Habsburg, bis in die moderne Literatur hineingewirkt hat, wie sehr die Nachgeborenen gerade in *Franz Ferdinand Trotta* einen der ihrigen erkannt haben, belegt die Erzählung *Ingeborg Bachmanns* «Drei Wege zum See» (aus «Simultan»), wo die weibliche Hauptgestalt namens *Elisabeth* den Sohn dieses *Trotta* liebt, der sie «mit sich zog in den Untergang, sie den Wundern entfremdete und ihr die Fremde als Bestimmung erkennen ließ». In der Beschwörung einzelner Namen – auch solcher aus dem Werk *Hofmannsthals* – stellt sich die Beziehung zwischen diesem Text *Ingeborg Bachmanns* und der beiden Werke «Radetzky-Marsch» und die «Kapuzinergruft» *Joseph Roths* her, und es zeigt sich hierin auch die starke Anlehnung einer modernen Dichterin an die literarhistorische Tradition ihres Landes.

Brüchigkeit und schillernde Vielfalt des Werks

Gerade die Prosa dieser resignativen Spätzeit erlebte aber in der jüngsten Mitteleuropa-Debatte, angeregt unter anderem durch *Claudio Magris*, eine Renaissance, da *Joseph Roth* spätestens seit den sechziger Jahren als einer der großen Repräsentanten des Habsburgermythos angesehen worden ist. Dabei stellt sich die Frage, ob Roths Texte verklärende Zeitbilder oder kritische Zeitspiegel sind. Werke wie die leichtfüßige, aber tragische «Geschichte der 1002. Nacht» (1939), *Joseph Roths* letzter Roman, ferner «Die Kapuzinergruft» (1938) oder «Die Legende vom heiligen Trinker» (1939) unterliegen dem Mythosverdacht in besonderem Maß, da sie als rückwärtsgewandte Utopien betrachtet bzw. verworfen werden können, die angesichts des nationalsozialistischen Terrors am Wertesystem der Doppelmonarchie festhalten und keine vorwärtsgewandten Modelle entwerfen. In ihrer Dissertation «Vom Früh- zum Spätwerk *Joseph Roths*: Der Wandel der Wahrnehmungs- und Darstellungsformen in seinen historischen Kontexten» untersucht *Irmgard Wirtz Merki*, ob Historie in den Novellen und Romanen des Autors wirklich mythisch dargestellt wird. Sie gelangt zum Schluß, daß die scheinbar zeitlosen Erzählformen des Märchens, der Legende und der subjektive Charakter der Ich-Form «nicht als Ausdruck einer inneren Emigration, im Sinne einer Rückbesinnung auf die alten Werte der Monarchie gelesen werden, da gerade diese Narrationsformen keine direkte Referenz auf die dargestellten Ereignisse zulassen. Vielmehr erkennen wir eine Kontinuität der stilistischen Entwicklung von den frühen jour-

nalistischen Arbeiten bis zum Spätwerk, die nicht auf Wirklichkeitsnachahmung, sondern auf Illusionsbildung anstelle von Wirklichkeitsfiktion zielt und so die Brüchigkeit der Wirklichkeit und der Illusion sichtbar macht».

Irmgard Wirtz Merki plädiert daher für die Vielfältigkeit des Rothschen Werks, das niemals von einer bestimmten Gruppierung – sei es von Kommunisten oder Monarchisten – vereinnahmt werden könne. Auch das frühe journalistische Œuvre ist nicht einfach Ausdruck eines ungebrochenen Sozialismus seines Autors; vielmehr zeigen sich bereits hier ironische Brechungen. – Die Veranstaltungen zum 100. Geburtstag des Schriftstellers zeigen denn auch auf, wie sehr das Werk Roths zu Fragen anstiftet – Fragen, die direkt in die heutige Aktualität hineinzielen. So hat etwa die Österreichische Gesellschaft für Literatur, Wien, eine Tagung durchgeführt (6.–8. Juni 1994), die unter dem Titel «Heimat der Heimatlosen. Joseph Roth als Advokat kultureller Vielfalt» stand. Anlässe finden aber auch in London, Berlin, Brody, Lemberg, Osaka und New York statt. Auch Reisen an Joseph Roths Kindheitsorte sind angeboten worden, und *Heinz Lunzer* und *Victoria Lunzer-Talos* haben zudem einen opulenten Bildband herausgegeben, der Leben und Werk des Autors sorgfältig nachzeichnet. Das interessante Fotomaterial läßt Orte und Personen aus dem Lebenskreis Roths neu und oft erstmals vor dem Auge des (zumal jüngeren) Betrachters erstehen. So gewinnt etwa die Geburtsstadt Brody weitaus konkretere Formen, und Galizien mit seinen Elementen «Staub, Schlamm und Sumpf» geht in stimmungsvolle Bilder ein – fotografische Zeugnisse, die aus der Jugendzeit Roths stammen. Heinz Lunzer und Victoria Lunzer-Talos fächern auch breit Roths Beziehungen zu seinen verschiedenen Verlegern – im Inland wie vor allem auch im Exil – auf und vermitteln dem Leser ein Bild der Beziehungen zu einem kapriziösen und wenig verlässlichen Autor. All diese Anmerkungen und Dokumente regen den Leser dieser Publikation in hohem Maße dazu an, Joseph Roths Texte wieder und wieder zu lesen. Allerdings wird man gerade dann etwas bemerken, was auch Heinz Lunzer und Victoria Lunzer-Talos festhalten: daß nämlich Roths Werk keineswegs frei von Wiederholungen ist. Häufig hat der Vielschreiber ganze Textpassagen des einen Werks in ein nächstes übernommen, auch ganze Teile aus seiner Korrespondenz dem belletristischen Œuvre einverleibt. Darin offenbart sich die Arbeitsweise eines unablässig Gehetzten.

«Hiob» und die skeptische Sehnsucht nach dem Wunder

In der schöpferischen Zwischenperiode von 1930 bis 1932 bricht Roth mit seinem Hang zur politisch-gesellschaftlichen Aktualität und vollendet seine zwei großen Werke, «Hiob» und den «Radetzkymarsch». Dabei ist «Hiob», der «Roman eines einfachen Mannes», wohl jenes Buch, das bis heute das Lieblingsbuch eines großen Leserkreises geblieben ist. Vielleicht ist es das Wunder am Schluß der Geschichte – von der Literaturkritik zwar seit jeher als «aufgesetzt» bemängelt –, welches eine längst skeptische Leserschaft noch einmal in eine andere Welt entführt und die Sehnsucht nach «der Schwere des Glücks und der Größe der Wunder» vorübergehend stillt.

Kein Buch ist wohl so sehr mit Roths eigenem Schicksal verknüpft wie dieses. Hält man sich seine biographischen Umstände vor Augen, glaubt man in dieser Geschichte wie in einem offenen Lebensbuch des Autors zu lesen. Seit Anfang 1928 ist Roths Frau Friedl, eine bildhübsche Wiener Jüdin, psychisch erkrankt; erst später wird man die Diagnose auf Schizophrenie stellen. Der Zerfall und die Veränderung dieses geliebten Menschen unterhöhlen Roths Lebenskraft wie kein anderes Ereignis. «... meine natürliche Neigung, ein Greis zu sein, unterstützt das äußere Unglück in einer schrecklichen Weise», gesteht er in einem Brief vom 20. Januar 1930. Um den Aufenthalt seiner Frau in den verschiedenen Kliniken finanzieren zu können, muß er eine übermenschliche Produktivität entwickeln. Schließlich kapituliert er; er emigriert und flieht

damit nicht nur vor den politischen Pressionen, sondern auch vor dem drückenden Privatleben. «Ich habe selbst auf ein Wunder gewartet und mich ruiniert», schreibt er am 14. September 1934 an seine Schwiegereltern in Wien. Doch daß er Friedl zurückgelassen hat, empfindet er für den Rest seines Lebens als unausgibbare Schuld, und wiederholt spricht er von einer «Gottesstrafe».

Hier ergibt sich denn auch die Verbindung zur Hauptgestalt aus «Hiob», dem Lehrer Mendel Singer. Er verläßt zu Beginn dieses Jahrhunderts sein wolhynisches Stetl Zuchnow und bricht mit seiner Familie nach Amerika auf. Aber den jüngsten Sohn Menuchim, ein geistig behindertes Kind, vertraut er einem jungen Paar an. Diese kalte, blinde Stelle im Herzen spürt er später als jene Schuld, welche nach der «Gottesstrafe» ruft. Wie Hiob wird ihm alles genommen: der eine Sohn bleibt verschollen, der andere fällt im Krieg, seine Frau Deborah stirbt über ihrer Verzweiflung, und seine Tochter Mirjam stürzt in geistige Umnachtung. Doch auf Mendel Singer – «lost in America», wie *Isaac B. Singer* diese Befindlichkeit nennt – wartet zuletzt jenes Wunder, auf das Roth vergeblich gehofft hat. Menuchim ist geheilt worden und begegnet seinem Vater zu einem Zeitpunkt, da er als Komponist und Kapellmeister ein internationales Ansehen gewonnen hat.

«Hiob» ist indessen das Buch eines Agnostikers, dem der Glaube an das Wunder längst zur Unselbstverständlichkeit geworden ist. Nur die Sehnsucht danach ist übriggeblieben, und diese Sehnsucht erreicht auch heute noch ein gläubig-ungläubiges Publikum. Roth war indessen noch «gläubig genug, um an einen Fluch zu glauben», wie er in einem undatierten Brief an seine Schwiegermutter bekannt hat. Sein Mendel Singer aber ist – wie sein alttestamentarisches Vorbild – bis zuletzt ein Gläubiger, auch wenn er hadert, zürnt und flucht und zuletzt noch Gott selbst verbrennen und aus seinem Leben tilgen will. «Sein Herz war böse auf Gott, aber in seinen Muskeln wohnte noch die Furcht vor Gott», heißt es von ihm. Roth, selber bindingslos und nirgends seßhaft, empfindet überaus stark, wie unerlässlich der Glaube an Gott wäre, ohne daß er aber selbst je zu diesem Glauben finden könnte. Die Gläubigkeit Mendel Singers, die zwar selbst in die Brüche zu gehen droht, ist für ihn Brennpunkt einer Sehnsucht, der er aber wiederum skeptisch begegnet. Diese Skepsis ist der Grund dafür, daß er «Hiob» fast als einziges unter seinen Werken nicht gelten ließ. Dennoch hat dieser eingefleischte Skeptiker wundersame Anmerkungen gerade zum Gebet formuliert: «Mendel faltet die Hände, er hebt sie, so hoch er

Die Stiftung Semejon sucht auf den **1. Oktober 1994** für die soziotherapeutische Wohngemeinschaft Semejon in Kestenholz SO (bei Oensingen) für 70–100%-Stellen:

– **Betreuerin**

für die Arbeitsbereiche **Haushalt, Freizeit und Werken** sowie

– **Betreuer/Arbeitstherapeut**

mit Verantwortung für den **haustechnischen Bereich**.

Ein Mitarbeiterteam unter der Leitung von Hans und Verena Fuhrer betreut eine Gruppe von sechs jüngeren Bewohnerinnen mit schweren psychischen Leiden. Das Ziel der Aufgabe ist ihre berufliche und soziale Rehabilitation.

Wir erwarten:

- Ausbildung/Erfahrungen im psycho-sozialen Bereich bzw. eine handwerkliche Ausbildung
- Bereitschaft in allen Bereichen mitzuarbeiten (Anleiten und Begleiten der Bewohnerinnen in Haushalt/Garten/Werken und Freizeitgestaltung)
- Offenheit für neue Erfahrungen, Belastbarkeit und Teamfähigkeit
- Bereitschaft in einer christlich orientierten Institution mitzuarbeiten

Wir freuen uns auf Ihren Anruf unter (064) 24 85 81 oder Ihre schriftliche Bewerbung an: Stiftung Semejon, Hans Fuhrer, Bachstr. 117, 5000 Aarau

kann, dem Plafond entgegen. Er möchte aufstehn. Er hat das Gefühl, daß er jetzt aufstehen müßte, gerade werden, wachsen, groß und größer werden, über das Haus hinauf und mit den Händen den Himmel berühren.» Solches geschieht im Augenblick, da Mendel von Menuchims Heilung erfährt. An einer anderen Stelle entwickelt Roth in diesem ostjüdischen seiner Bücher die Vorstellung eines ganzheitlichen Betens: «Mit den Füßen schlug er den Takt zu den Versen der Psalmen. Sein Herz jubelte, und sein Körper mußte tanzen.» Doch unterliegt dieses Beten Mendels im Laufe der Erzählung größten Schwankungen; dem absoluten Vertrauen steht die gänzliche Verzweiflung an der Wirkkraft solchen Tuns entgegen – schließlich läßt sich Mendel sogar für sein Mitbeten bezahlen. Beten ist zum bloßen Job im geschäftigen Amerika verkommen.

Innerhalb von Roths Werk erscheint uns schließlich «Hiob» wie die gestaltgewordene Illustration zu seinem bedeutsamen Essay «Juden auf Wanderschaft» (1927). Roth richtet sich mit diesem Text, der drei Jahre vor seinem «Hiob» erscheint, an Leser, «die Achtung haben vor Schmerz, menschlicher Größe und vor dem Schmutz, der überall das Leid begleitet; Westeuropäer, die auf ihre sauberen Matratzen nicht stolz sind; die fühlen, daß sie vom Osten viel zu empfangen hätten und die vielleicht wissen, daß aus Galizien, Rußland, Litauen, Rumänien große Menschen und große Ideen kommen...» Mendel Singer ist indessen keine spektakuläre Gestalt, er ist nur «fromm, gottesfürchtig und gewöhnlich, ein ganz alltäglicher Jude». Doch läßt er gerade dank dieser geistigen Statur so unzählige Identifikationen bis heute zu. Und in seinem Schmerz erscheint er der Umgebung «größer und stattlicher»: «Seine Majestät, der Schmerz, dachte der Doktor, ist in den alten Juden gefahren.»

Natürlich hat Joseph Roth in «Hiob» auf eine Schlüsselgestalt der jüdischen Geschichte zurückgegriffen. 1946 wird die Lyrikerin und Essayistin *Margarete Susman* in «Das Buch Hiob und das Schicksal des jüdischen Volkes» schreiben: «Das Schicksal des jüdischen Volkes zeichnet sich rein im Lebenslauf Hiobs ab... Wie kein anderes Volk der Erde steht so das jüdische Volk rein in der Frage, steht es wie Hiob in der Frage der ihm aufgeprägten Daseinsform selbst... Seine Frage ist nirgends eine von seinem Leben abgelöste...; sie steigt aus seinem eigenen Schicksal als Frage nach seiner Gerechtigkeit für den Menschen zu Gott auf...»

Mendel Singers Verlorensein in Amerika ist aber auch ein Vorgriff auf Roths eigene Einsamkeit in der Emigration. In-

nerlich und äußerlich muß er den Zeitgenossen als Fremder erschienen sein: als einer, der im Endstadium einer ersehnten und zugleich gefürchteten Auflösung noch immer die chevaleresk österreichischen Manieren und eine heitere Verspieltheit bewahrt hat. Im Grunde aber fühlte er sich wie sein Baron Taittinger aus «Die Geschichte von der 1002. Nacht»: «Er genoß stundenlange Gedankenlosigkeit, Gänge ohne Ziel, Essen ohne Appetit, Trank ohne Lust, eine Frau ohne Freude, sinnlose Einsamkeit mitten im geschäftigen Getriebe und zuweilen den Rausch ohne Fröhlichkeit.» Taittinger bringt sich um – im Gefühl, ein «Verlorener» zu sein. Oberstleutnant Kalergi wird von ihm sagen: «Ich glaub', er hat sich verirrt im Leben. Derlei gibt's manchmal. Man verirrt sich halt.» Wie kaum ein anderer Autor deutscher Sprache hat Joseph Roth diese seine Verlorenheit mit unnachahmlicher Leichtigkeit und Grazie besprochen. Es wirkte bei ihm jene Melancholie, die nur in der Luft des untergehenden Hauses Habsburg gedeihen konnte. Denn sind sie nicht alle wie «Walzertänzer» dem Untergang zugeweiht worden: Trotta, der «heilige Trinker» Andreas, Taittinger, der Eichmeister Eibenschütz – diese Figuren Roths? Alle hätten sie einem Wunder zugelächelt, wenn es Gestalt angenommen hätte; solches aber war nur Mendel Singer zugehört.

Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri bei Bern

Literaturhinweise:

- Joseph Roth, Hiob. Roman eines einfachen Mannes. – Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg 1976.
David Bronsen, Joseph Roth. Eine Biographie. – Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1981.
Heinz Lunzer, Victoria Lunzer-Talos, Joseph Roth. ein Bildband. – Kiepenheuer & Witsch, Köln 1994.
«Zirkular» – Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur, 18–1993: darin enthalten verschiedene Hinweise auf Joseph Roth-Aktivitäten des In- und Auslands im Hinblick auf den 100. Geburtstag. Es sei eigens noch auf die Ausstellung im Jüdischen Museum der Stadt Wien hingewiesen (Oktober bis Dezember 1994), welche fünfhundert Exponate präsentiert und auch einen Katalog vorlegt (gemeinsam organisiert von der Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur und dem Jüdischen Museum). Vor allem hinsichtlich des biographischen Umfelds wird diese Ausstellung mit Neuigkeiten aufwarten.
Die erwähnte Dissertation der in Bern lebenden Germanistin und Historikerin Irmgard Wirtz Merki ist im Entstehen begriffen.
Die Gesamtausgabe: Joseph Roth. Werke Band I–VI, herausgegeben von Klaus Westermann und Fritz Hackert. – Kiepenheuer & Witsch, Köln 1989–1991 (Band I–III: Feuilletons, Band IV–VI: Prosa; neu u. a. einige Novellen aus der Frühzeit).
Der umfangreiche literarische und journalistische Nachlaß Joseph Roths liegt verstreut; ein Hauptteil konzentriert sich jedoch im Leo-Baeck-Institute, New York.

Das Überleben aller Menschen sichern

Ein Zwischenruf anläßlich der Weltbevölkerungskonferenz von Kairo

Die Weltbevölkerungskonferenz in Kairo steht vor der Herausforderung, ihre Beratungen an einem unstrittigen Prinzip der Unmöglichkeit zu orientieren: Es ist unmöglich, daß ein Mensch ohne Nahrungsmittel leben kann. Auf den ersten Blick scheinbar banal, wirkt das Prinzip auf den zweiten Blick jedoch höchst brisant, wenn man sich in den Elendsvierteln von Lima oder São Paulo, von Kalkutta oder Nairobi umschaute. Dort wird das Prinzip politisch und wirtschaftlich offenbar täglich bestritten. Positiv gewendet können wir folglich das Prinzip in seiner politischen und wirtschaftlichen Brisanz folgendermaßen formulieren: Es ist möglich, ja notwendig, eine Welt ins Auge zu fassen, in der jeder einzelne Mensch seine Lebensmöglichkeit innerhalb eines Rahmens sichern kann, der die Bewahrung der Natur einschließt. Es ist realistische Politik, sich eine solche Welt zum Ziel zu setzen. Diese These und ihre brisanten Implikationen möchten wir im folgenden Artikel entfalten. Wir werden *erstens* von einer Analyse der augenblicklichen Welt-

marktlage ausgehen, *zweitens* die ideologischen Hintergründe dieser Lage sowie ihre Konsequenzen aufzeigen und *abschließend* die Forderung nach einer solidarischen Wirtschaft konkret begründen.

Dritte und Erste Welt in der gegenwärtigen Weltmarktlage

Die Veränderungen in der Beziehung zwischen den Ländern der Dritten und Ersten Welt sind tiefgreifend. Die Veränderungen haben sich zwar in den achtziger Jahren ereignet, aber bereits in den vorangehenden Dekaden angekündigt und werden entscheidend mitbestimmt von dem Zusammenbruch des Sozialismus in der Sowjetunion und den Ländern Osteuropas. In der Entwicklung Lateinamerikas nach dem II. Weltkrieg gibt es einen klaren Schnitt. Er ist bestimmt durch den Übergang von der Entwicklungswirtschaft der fünfziger und sechziger Jahre (Importsubstitution, Entwicklungsideologie) zur Exportwirtschaft (seit dem Jahre 1982 immer mehr als Schuldentilgungswirtschaft).

Der Kapitalismus der fünfziger und sechziger Jahre in Lateinamerika läßt sich von der Idee des Wohlfahrtsstaates nach dem Beispiel Westeuropas (Belgien, Schweden, Westdeutschland) inspirieren. Entwicklung wird als industrieller Fortschritt verstanden. Man rechnet damit, durch wirtschaftliches Wachstum immer mehr Arbeitskräfte integrieren und folglich auch die niedrigen Einkommen erhöhen zu können. Der Politik liegt daran, Einkommen zu verteilen und durch die neue Sozialgesetzgebung den Zugang zu Sozialwohnungen, Bildung, Gesundheit, Renten usw. zu ermöglichen. Die Industrialisierungspolitik durch Importsubstitution gilt als Basis für diese Sozialpolitik; man etabliert staatliche Organe, zum Beispiel Planungsministerien, und stellt Gelder für staatliche Investitionen in den Energie-, Stahl- und Bausektoren bereit, um solche Politik in Gang zu bringen. Davon werden auch die Integrationsprozesse auf dem ganzen Kontinent beschleunigt, mit der Absicht, sich vom ausländischen Kapital unabhängiger zu machen. Der Andenpakt zwischen Chile, Peru, Ecuador, Kolumbien und Venezuela – gegründet 1968 – verfolgt dieses Ziel ebenso wie der Gemeinsame Zentralamerikanische Markt. Aber all diese Anstrengungen verflüchtigen sich, als die Industrialisierungspolitik in die Krise gerät. Nur einige Gründe dafür seien hier schematisch genannt:

▷ Das ökonomische Wachstum hängt nicht nur von der Arbeitskraft, sondern auch von der Produktivität ab. Seit den sechziger Jahren ist das industrielle Wachstum eher auf Produktivitätszuwächse als auf zusätzliche Verwendung von Arbeitskraft zurückzuführen. Die Löhne sinken.

▷ Durch Industrialisierung der Landwirtschaft werden viele Arbeitskräfte aus dem Produktionsprozeß entlassen, die Landbevölkerung wandert in die Großstädte ab. Die dortige Industrie aber ist unfähig, die Arbeitskräfte zu integrieren. Es entstehen die Elendsgürtel rings um die Großstädte.

▷ Die Industrialisierung ist abhängig von der Hochtechnologie, also von Direktinvestitionen ausländischen Kapitals. Zwar importiert das ausländische Kapital solche Technologie, aber trägt nicht zur technologischen Entwicklung des jeweiligen Landes bei. Ein nationaler – unabhängiger – Kapitalismus kann sich nicht entwickeln.

▷ Je mehr das ausländische industrielle Kapital den internen Markt beliefert, desto weniger Devisen werden erwirtschaftet. Die traditionelle Exportwirtschaft kann mit der industriellen Dynamik nicht Schritt halten, so daß sich sogar ein Devisenmangel einstellt. Folge davon ist die unbezahlbare Auslandsschuld, vor allem weil das Auslandskapital seine Gewinne transferiert.

Die Menschen der Dritten Welt werden zur «Überbevölkerung»

Die Wirtschaftsstrukturen der Dritten Welt haben sich auf Basis ihrer für Produktion und Export der Rohstoffe benötigten Arbeitskraft entwickelt. Wichtig war die Dritte Welt für die Erste immer als Rohstofflager, das von der vorhandenen Arbeitskraft ausgebeutet wurde. Wo nicht genügend Arbeitskraft zur Verfügung stand, wurde sie gewaltsam durch den Sklavenhandel herbeigeschafft. Der Rohstoffexport der Dritten Welt legte den Grund für die Entwicklung der Industrieländer.

In der gegenwärtigen Weltmarktlage verliert die Rohstoffproduktion der Dritten Welt tendenziell an Wichtigkeit. Viele Rohstoffe der «Natur» werden durch «synthetische» Rohstoffe ersetzt. Folglich verliert auch die Arbeitskraft, welche die «natürlichen» Rohstoffe gewinnt, an Wichtigkeit. Sicherlich stellt die Dritte Welt auch weiterhin viele zur Zeit noch unersetzbare Rohstoffe zur Verfügung, aber tendenziell spielt für deren Produktion die dort verfügbare Arbeitskraft keine unersetzliche Rolle mehr. Die sogenannte Liberalisierung des Welthandels gestattet den Industrieländern die Ausbeutung der Rohstoffe mit eigenen Mitteln, zum Beispiel der Hochtechnologie. Die «Freihandelszonen» sind nur ein anderes Mittel, die Einflußzonen der wirtschaftlich Mächtigen auszuweiten. Man könnte diese Politik mit einem Hühnerhof vergleichen, auf dem die Hühner vom Fuchs organisiert werden, damit er jeden Tag ein Huhn verspeisen kann.

Das führt zu einer Umstrukturierung der Dritten Welt: Aus einer Welt, in der man Rohstoffe ausbeutet durch Ausbeutung der vorhandenen Arbeitskraft, wird eine Welt mit einer überflüssig gemachten Bevölkerung. Wenn man die Lage vom Standpunkt der Ersten Welt und ihren ökonomischen Bedürfnissen her betrachtet, gilt die Bevölkerung der Dritten Welt heute – im Unterschied zur Situation bis vor etwa 100 Jahren – als überflüssig. Das heißt nun aber nicht, daß die Dritte Welt für die Entwicklung der Ersten Welt nicht mehr wichtig sei. Man braucht die Dritte Welt weiterhin, ihre Rohstoffe sowie ihre Meere, ihre Luft, ihre Natur – und sei es nur als Müllhalde für giftige Abfälle. Auf dem lateinamerikanischen Kontinent einschließlich der Karibik leben acht Prozent der Weltbevölkerung; dort befinden sich 23 Prozent der Anbauflächen des Planeten, 19,5 Prozent des hydroelektrischen Potentials, 23 Prozent der Wälder und 46 Prozent des tropischen Baumbestandes. Im Laufe der achtziger Jahre erzielte der Kontinent den Weltrekord in Sachen Abholzung: 2,21 Prozent seiner Gesamtfläche wurden gerodet, im Gegensatz zu Afrika und Asien, wo jeweils ein halbes Prozent dem Raubbau zum Opfer fiel.

Was die Erste Welt nicht mehr braucht, ist die Bevölkerung der Dritten Welt. Eine vom *Worldwatch-Institut* veröffentlichte Studie hat diese Feststellung damit belegt, daß die Produktion von Fleisch für die Reichen der Welt die Lebensgrundlagen der Armen vernichte. So werde seit 25 Jahren auf einem Großteil der Äcker in Ägypten Viehfutter für den Export angebaut, wo früher Weizen, Reis, Sorghum und Hirse für die Bevölkerung angepflanzt worden sei.¹

Die Erste Welt zieht sich daher nicht aus der Dritten Welt zurück, sondern suggeriert vielmehr, daß man es dort mit einer überflüssigen Bevölkerung zu tun habe. Die Entwicklung der Technik, die Struktur des modernen Kapitalismus gestatten es gar nicht mehr, die Weltbevölkerung insgesamt auszubeuten. Deshalb gilt jener Bevölkerungsteil, der nicht mehr ausgebeutet werden kann, als «Überbevölkerung», die eigentlich nicht existieren sollte, aber nun mal da ist. Sie kann in die Zeiten der Cholera zurückkehren. Darüber hinaus wird die «Überbevölkerung» immer mehr als Gefahr betrachtet. Deshalb spricht man von der «Bevölkerungsexplosion». In der Wochenzeitung *DIE ZEIT* war zu lesen: «Es ist müßig, heute noch danach zu fragen, wie viele Menschen die Erde verkraftet. Vielmehr ist notwendig, drastische Maßnahmen zu ergreifen, wenn die Bevölkerungsexplosion auf der Erde, vor allem in den Entwicklungsländern, gestoppt werden soll [...]. Schon heute gibt es nicht für alle Menschen genügend zu essen, es fehlen ungezählte Ausbildungs- und Arbeitsplätze, Gesundheitseinrichtungen und Wohnungen. Wasser und Energie reichen nicht mehr für alle aus. Die natürlichen Ressourcen der Erde werden knapper, die Umwelt wird von Tag zu Tag mehr zerstört.»²

Die Autorin schweigt sich über die strukturellen Ursachen der Verelendung und die dafür Verantwortlichen aus, um die Schuld unausgesprochen auf die Bevölkerung der Dritten Welt abzuwälzen. Zwar dürfte ihr längst bekannt sein, daß es der verschwenderische Umgang mit den Ressourcen in den industrialisierten Ländern ist, der weltweit irreparable Umweltschäden bewirkt. Gelegentlich kann man dies – entprechend dem Trend zum aufgeklärten Ökobewußtsein – immer wieder hören und lesen. Trotzdem: Wenn es darum geht, praktische Konsequenzen und eine sofortige Umkehr zu fordern, ist fast ausschließlich von dringenden Maßnahmen gegen die «Überbevölkerung» in der Dritten Welt die Rede. Falls nicht der kriegerische Sprachgebrauch schon deutlich genug gemacht hat, von wem die Aggression ausgeht, so tun es spätestens die Bilder, die all die Gefahren illustrieren sollen: Es sind nicht einfach irgendwelche Menschen, die den Planeten überquellen lassen. Es sind fast immer Nicht-Weiße. In diesem Zusammenhang verändert sich auch die Vorstellung von dem, was man Ausbeutung nennt. Die klassische Vorstellung von Ausbeutung bezieht sich bekanntlich auf verfügbare Arbeitskraft, die in der Produktion eingesetzt und ihres Produktes zumindest teilweise enteignet wird. Diese Ausbeutungsdefinition hatte die marxistische Tradition zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Europa entwickelt, das

¹ die tageszeitung vom 15. Juli 1991.

² G. Venzky, Die Folgen der Bevölkerungsexplosion, in: *DIE ZEIT* vom 10. Mai 1991.

heißt in einer Welt, die bei Hochkonjunktur Vollbeschäftigung ermöglichte und die Arbeitslosigkeit nur als Problem der Oszillation von Beschäftigung und Konjunkturkrisen kannte. Im modernen Kapitalismus jedoch hat sich die Lage völlig verändert. Stets größer werdende Bevölkerungsteile in der Dritten Welt gehören nicht mehr zu den in diesem Sinne «Ausgebeuteten». Sie können nicht mehr als Arbeitskräfte verwendet werden und sollen auch in Zukunft niemals mehr eingesetzt werden.

Hans-Magnus Enzensberger, dessen kürzlich erschienenen Buch «Aussichten auf den Bürgerkrieg» im übrigen heftigen Widerspruch verdient, ist dennoch zuzustimmen, wenn er feststellt: «In New York ebenso wie in Zaire, in den Metropolen ebenso wie in den armen Ländern werden immer mehr Menschen für immer aus dem ökonomischen Kreislauf ausgestoßen, weil sich ihre Ausbeutung nicht mehr lohnt.»³

Je mehr Menschen überflüssig sind, um so mehr verliert das klassische Ausbeutungskonzept an Bedeutung. Das läßt sich ebenso am völlig veränderten Bewußtsein der Arbeiterschaft erkennen. Der Arbeiter fühlt sich immer weniger ausgebeutet, sobald er merkt, daß er denen gegenüber privilegiert ist, die als überflüssig gelten. Ein «Ausgebeuteter» zu sein, gilt in einer solchen Welt sogar als Privileg. Das ganze Verhältnis zur Ausbeutung wird ein anderes. Das läßt sich gewiß auch in der industrialisierten Welt verfolgen, die Dritte Welt ist davon jedoch extrem betroffen.

Die Veränderung von Ausbeutung und Ausbeutungsbewußtsein bedeutet darüber hinaus die Konsequenz, daß die überflüssig gemachte Bevölkerung keine Macht hat. Wer als überflüssig gilt, hat keine Verhandlungsmacht, kann nicht streiken oder mit Streik drohen. Der stolze Spruch der Arbeiterschaft im 19. Jahrhundert «Alle Räder stehen still, wenn mein starker Arm es will!» kann von der Bevölkerung der Dritten Welt nicht proklamiert werden, auch wenn es in der Ölkrise vielleicht so erschien. Das war eine Ausnahmesituation, in der nur ganz bestimmte Länder zu Ausnahmebedingungen Druck ausüben konnten. Selbst der Aufruf «Proletarier aller Länder, vereinigt euch!» hat seine Bedeutung verloren. Er war ja Ausdruck eines Bewußtseins, das um seine Verhandlungsmacht wußte, wenn es zur Einigkeit fand. Die Völker der Dritten Welt haben eine solch geringe Verhandlungsmacht, daß sie nicht einmal ihre Mitbestimmung fordern können. Sie sind vielmehr in ihrer Existenz bedroht. Der moderne Kapitalismus will mit dem Schicksal der Bevölkerung nichts zu tun haben. Das herrschende Wirtschaftssystem muß sich nicht mehr den Anschein geben, um den es sich noch zwischen den fünfziger und siebziger Jahren bemühte, nämlich ein Kapitalismus mit menschlichem Antlitz zu sein. Jetzt kann es sich darstellen als Kapitalismus ohne menschliches Antlitz.

Die Entwicklung der Dritten Welt wird verhindert

In einer solchen Lage verlieren die Länder der Dritten Welt jede Chance, Entwicklungspolitik zu betreiben. Gegenwärtig besteht die einzige Möglichkeit, sich zu entwickeln, über die Teilnahme am Weltmarkt, was nichts anderes heißt als über den von den industrialisierten Ländern des Zentrums beherrschten Markt. Diese Marktbeziehung aber bleibt für die meisten Länder beschränkt auf die Zulieferung von Rohstoffen, die dazu noch an Bedeutung und damit an Marktanteilen verlieren. Eben deshalb verschärft sich der Konkurrenzkampf zwischen den Ländern der Dritten Welt enorm. Ein Preisverfall der Rohstoffe ist die Folge. Trotz immer größerer Exportmengen stagniert oder fällt sogar der Devisengewinn. Konsequenter weitergedacht, erweist sich eine Entwicklungspolitik der lateinamerikanischen oder der gesamten Dritte-Welt-Länder auf Basis der traditionellen Produktionsstruktur als nahezu unmöglich. Sollte Entwicklung, die der Bevölkerung zugute kommt, möglich gemacht werden, dann müßte sie auf einem

schnellen industriellen Wachstum aufbauen, das in die weltweite Arbeitsteilung integriert wäre.

Je mehr aber die Umweltproblematik im wirtschaftlichen Kalkül an Bedeutung gewinnt, um so schlimmer wird es für die Dritte Welt. Eindeutig ist, daß eine tragbare Entwicklung der Dritten Welt den Weg der entwickelten Länder nicht kopieren darf. Die Umwelt würde kollabieren. Ebenso klar ist, daß eine vernünftige Entwicklung die Erste Welt dazu verpflichtet, ihre technologischen Entscheidungen und Produktionsstrukturen nach dem Kriterium umzugestalten, das Überleben der gesamten Menschheit auf dem begrenzten Erdball zu sichern. Weil dazu politisch und wirtschaftlich keine Bereitschaft besteht, geht die Erste Welt daran, die eigene Umwelt auf Kosten der Dritten Welt zu entlasten und sich damit selbst möglichst lange schadlos zu halten. Das ist nichts anderes als der Heroismus zu kollektivem Selbstmord.

An diesem Punkt ist von der Rolle der Auslandsschulden der Dritten Welt zu sprechen. Die Auslandsschulden sind deshalb von Bedeutung, weil sie den Ländern der Ersten Welt gestatten, die Entwicklungschancen der Dritten zu kontrollieren oder gar zu unterbinden. Die Auslandsschulden macht man zum entscheidenden Instrument, um die Wirtschafts- und Entwicklungspolitik der verschuldeten Länder in der Dritten Welt diktieren zu können. Das läßt sich an der Tendenz der sogenannten «Strukturanpassungsmaßnahmen», die der Weltwährungsfonds verlangt, beobachten. Sie zielen eindeutig darauf ab, zu verhindern, daß die unterentwickelten Länder mit ihren Industrieprodukten in die internationale Arbeitsteilung Einlaß finden. Dafür ist die Auslandsschuld das ideale Instrument. Man schiebt der Entwicklung der Dritten Welt einen Riegel vor, mit dem Verweis auf Pflichten, die scheinbar direkt mit der Entwicklung nichts zu tun haben, nämlich mit dem Hinweis auf die Einhaltung von einmal geschlossenen Verträgen, ungeachtet der Tatsache, daß sie mit den Staatsterroristen der Nationalen Sicherheit vereinbart wurden und sich größtenteils aus sogenannter «Entwicklungshilfe» zusammensetzen. Die wirkliche Absicht der Entwicklungsverhinderung macht man unsichtbar hinter dem Motto «pacta sunt servanda». Sichtbar ist nur die Verschuldung der Länder und ihre Pflicht, die Schulden zu tilgen. Im Ergebnis jedoch werden die Länder der Dritten Welt zu einer fast verzweifelten Rohstoffproduktion gezwungen, die eine industrielle Entwicklung völlig blockiert.

Politische Konsequenz: Man verzichtet auf den Sozialstaat und dessen Reformen. Bildungs- und Gesundheitswesen werden privatisiert, traditionelle Landwirtschaftsstrukturen und Gemeinwirtschaftsgüter aufgelöst.

Es gibt klare Anzeichen dafür, daß die Länder des Zentrums das Entwicklungskonzept nicht mehr akzeptieren; sie haben dafür die neue Formel von der «Konditionierung der Entwicklungshilfe» erfunden. Mag auch dieses oder jenes kleine Land der Dritten Welt dem durch die Länder des Zentrums aufgezwungenen Geschick entgehen, tendenziell ist zu beobachten, daß die in der Epoche des «Kapitalismus mit menschlichem Angesicht» errichteten Industrien stagnieren oder zusammenbrechen. Die Länder des Zentrums sehen eben für sich keinen Vorteil mehr in der Entwicklung der Dritten Welt, höchstens Nachteile.

Die ideologischen Hintergründe der Fakten

Der Kapitalismus glaubt sich heute als Sieger. Im Außenministerium der USA taucht eine Philosophie auf, die das Ende der Geschichte ankündigt. (Sie verweist dabei auf Hegels absolute Idee, die nun verwirklicht sei.) Sie verspricht eine Zukunft ohne Geschichte und wesentliche Konflikte, in der die Erste Welt ihren Frieden gefunden hat und die Dritte Welt nicht mehr zählt.⁴

Friedrich A. von Hayek, der ideologische Vater des «Kapitalismus ohne menschliches Angesicht», hat zugunsten einer sol-

³ H. M. Enzensberger, *Aussichten auf den Bürgerkrieg*. Frankfurt/M. 1993, S. 42f.

⁴ Vgl. F. Fukuyama, *Das Ende der Geschichte?*, in: *Europäische Rundschau* 17 (1989) Heft 4; vgl. auch. H. Gallardo, *Francis Fukuyama y el triunfo del capitalismo burgués. El final de la historia o el deseo de finalizar el ser humano?*, in: *Pasos* No. 27 (1990); ders., *Francis Fukuyama: El final de la historia y el tercer mundo*, in: *Pasos* No. 28 (1990).

chen Entwicklung schon vor Jahren eine gründliche Entmoralisierung der Ökonomie gefordert:

Für eine «Welt, die auf egalitäre Ideen gegründet ist, ist das Problem der Überbevölkerung... unlösbar. Wenn wir garantieren, daß jeder am Leben erhalten wird, der erst einmal geboren ist, werden wir sehr bald nicht mehr in der Lage sein, dieses Versprechen zu erfüllen. Gegen die Überbevölkerung gibt es nur eine Bremse, nämlich daß sich nur die Völker erhalten und vermehren, die sich auch selbst ernähren können.»⁵

Hier wird eine Welt angekündigt, in der es nur noch einen Herrn und Meister gibt, in der nur ein einziges System zählt, ein einziges Imperium, das die ganze Welt umfaßt. Vor diesem Imperium gibt es keinen Ort des Asyls mehr. Das Imperium ist überall. Es hat die totale Macht und weiß darum. Die Totalität, als die sich die Erste Welt selber präsentiert, ist Ausdruck des Bewußtseins: Wir sind die verwirklichte Absolute Idee! Als der polnische Philosoph *Leszek Kolakowski* sich in den fünfziger Jahren mit dem Stalinismus konfrontierte, warf er ihm vor, mit einer einzigen Alternative erpressen zu wollen.⁶ Aber Kolakowski hatte keine Vorstellung davon, was geschieht, wenn die Erpressung mit einer einzigen Alternative von einem System ausgeht, das weltweit die absolute Macht besitzt. In der Tat sind wir heute in die Situation geraten, in der die Erpressung mit einer einzigen Alternative ohne Einschränkungen möglich ist. Die Länder der Dritten Welt werden total unterworfen; die Dependenz totalisiert, aber von Dependenz zu reden unterbunden. Die Menschen der Dritten Welt sind eben überflüssig.

Es ist klar: Menschen, die überflüssig gemacht worden sind, werden schließlich auch als überflüssig angesehen und besitzen keine Menschenwürde mehr. Tausende von Menschenrechtserklärungen ändern daran nichts. Ausgebeutete werden in ihrer Menschenwürde verletzt, doch einem Überflüssigen gesteht man die Würde, die verletzt werden könnte, erst gar nicht zu. Damit verflüchtigt sich jeder Universalismus von Menschenrechten, den die demokratische Welt zu Zeiten des kalten Krieges so emphatisch einklagte. Alle sind gleichberechtigt ungleich. Alle bekämpfen sich gleichberechtigt gegenseitig. Allen verweigert man gleichberechtigt die Rechtmäßigkeit des körperlichen Lebens. Aber alle haben gleichberechtigt die freie Auswahl: Sie können leben, wie sie wollen – wenn sie es können.

Der tödliche Kampf der bürgerlichen Gesellschaft gegen jede mögliche Alternative ist also zugleich ein tödlicher Kampf gegen die Anerkennung der Menschenwürde. Man gesteht dem Menschen nicht das Recht zu, menschenwürdig leben zu können. Er gewinnt dieses Recht zu leben, sogar gut zu leben, erst, wenn es ihm gelingt, auf dem Markt anerkannt zu sein. Gelingt ihm das nicht, beweist der Markt, daß er keine Menschenwürde besitzt und deshalb auch nicht das Recht hat, sie zu beanspruchen.

Jene Gesellschaft, die sich selbst «die offene» nennt, ist zur ersten völlig geschlossenen Gesellschaft geraten, vor der es kein Ausweichen mehr gibt. Dementsprechend vertritt der Hausphilosoph deutscher Politiker Karl R. Popper die Überzeugung: «Wir alle haben das sichere Gefühl, daß jedermann in der schönen, der vollkommenen Gemeinschaft unserer Träume glücklich sein würde. Und zweifellos wäre eine Welt, in der wir uns alle lieben, der Himmel auf Erden. Aber [...] der Versuch, den Himmel auf Erde einzurichten, produ-

⁵ In: Wirtschaftswoche vom 6. März 1981, zitiert nach: E. Altwater, Die Zukunft des Marktes: Münster/Wesf. 1991, S. 346. Hayek macht auch klar, wozu dieses Opfer dient: «Eine freie Gesellschaft braucht auch eine bestimmte Moral, die sich letztlich auf die Erhaltung des Lebens beschränkt: nicht auf die Erhaltung allen Lebens, denn es könnte notwendig werden, das eine oder andere individuelle Leben zu opfern zugunsten der Rettung einer größeren Anzahl anderen Lebens. Die einzig gültigen moralischen Maßstäbe für die Kalkulation des Lebens können daher nur sein: das Privateigentum und der Vertrag.» F. A. Hayek, Interview in: El Mercurio vom 19. April 1981. (Hayek gewährte dieses Interview anlässlich seines Aufenthaltes in Chile zur Tagung der Mont-Pellerin-Gesellschaft.)

⁶ L. Kolakowski, Der Mensch ohne Alternative. München 1960. Leider hat Kolakowski das Problem nicht mehr aufgegriffen, seit er nach England umgezogen ist. Daß er wiederum in einer Gesellschaft lebt, die jegliche Alternative zurückweist, davon spricht Kolakowski nicht mehr.

ziert stets die Hölle. Dieser Versuch führt zu religiösen Kriegen und zur Rettung der Seelen durch die Inquisition.»⁷

Durch solcherart Propaganda soll das Bewußtsein verloren gehen, es könne eine Alternative geben. Es scheint in der Tat die Überzeugung um sich zu greife, es gebe keine Alternative mehr.

Der Zusammenbruch des historischen Sozialismus wird dazu verwendet, der Dritten Welt auch die Chance zu nehmen, auf die Idee des Sozialismus rekurrieren, wenn sie auf dem Felde der Ideen nach Konzepten für eine Alternative sucht. Sie kann die Idee des Sozialismus nicht mehr verwenden, um zu beweisen, daß effektiv eine Alternative existiert, sei sie auch noch so mangelhaft. Sie kann nicht mehr behaupten, es existiere solch eine Alternative, man könne sie verbessern, sie habe Zukunft; sie sei der Beweis dafür, daß eine andere Zukunft möglich sei und daß in Zukunft anderes möglich sei als das, was ist.

Es entsteht eine «Anti-Kultur der Verzweigung», welche unsere gesamte gegenwärtige Kultur durchdringt. Die Anti-Kultur der Verzweigung wird mit großer Überzeugung verbreitet, wenn man propagiert, daß der Sozialismus am Ende sei und es keine Alternative mehr gebe. Die Bewegungen des einfachen Volkes, die auf Veränderung drangen, waren im Kontext der «Kultur der Hoffnung» in den fünfziger und sechziger Jahren entstanden. Sie haben zumindest eine Hoffnung formuliert, sie manchmal auch manipuliert, aber sich zumindest darauf gestützt. Die Vernichtung der Volksbewegungen in den Jahren der Regime der Nationalen Sicherheit und die Zerstörung des Sozialstaats in der sogenannten Demokratisierungsphase, machten mit der Kultur der Hoffnung ein Ende. Bei dem Prozeß, durch den man Alternativen systematisch zerstört und Menschen überflüssig macht, soll zugleich das Gefühl für die Menschenwürde soweit zerstört werden, daß sich die überflüssig Gemachten selber als überflüssig betrachten. Darum geht zur Zeit der ideologische Kampf, wie wir glauben. Der Zusammenbruch des Sozialismus scheint die Möglichkeit eröffnet zu haben, die Negation der Menschenwürde tatsächlich auf die Spitze zu treiben. Es ist eine Art psychologischer Kriegsführung. Man entdeckt, daß auch Verzweigung stabilisierend wirkt. Je tiefer die Verzweigung greift, um so weniger Opposition macht sich bemerkbar. Chaotische Verhältnisse breiten sich aus, zwischenmenschliche Beziehungen werden zerstört, Kriminalität und – als ein Teil von ihr – Drogenhandel nehmen zu. Die persönliche Identität der Menschen wird untergraben. Wenn die Völker sich der Verzweigung überlassen und die Hoffnung auf Befreiung aufgeben, reagieren sie überwiegend mit Lethargie oder mit dem Heroismus des Selbstmords. Der Aufstand von Caracas/Venezuela im Februar 1989 und die «Boat people» aus Haiti seit dem Jahre 1991 legen dafür beredtes Zeugnis ab.

Der psychologische Krieg, der zumindest in der Dritten Welt allgegenwärtig ist, zielt darauf ab, die überflüssig gemachten Menschen davon zu überzeugen, daß sie es tatsächlich sind – mit der Folge, daß sie sich gegenseitig zerstören, statt miteinander solidarisch zu sein. Der erste Autor, der unseres Wissens mit voller Überzeugung diesen Mechanismus beschrieben hat, war *Friedrich Nietzsche*. Man mag es kaum glauben, bis zu welchem Grad ihm klar war, daß überflüssig gemachte Menschen sich überflüssig fühlen müssen, damit sie sich selber gegenseitig zerstören.

Nietzsches Texte kann man lesen wie das Grundprogramm der bürgerlichen Gesellschaft im 20. Jahrhundert, zunächst in der Epoche der Nazis und jetzt in der sogenannten Freien Welt.

«Wenn der Leidende, Unterdrückte den Glauben verlöre, ein Recht zu seiner Verachtung des Willens zur Macht zu haben, so träte er in das Stadium der hoffnungslosen Desperation [...]. Die Moral behütete die Schlechtweggekommenen vor Nihilismus, indem sie jedem einen unendlichen Wert, einen metaphysischen Wert beimaß und in eine Ordnung einreichte, die mit der weltlichen Macht und Rang-

⁷ K. R. Popper, Die offene Gesellschaft und ihre Feinde. Tübingen 1980, Band II, Kap. 14, S. 292.

ordnung nicht stimmt: sie lehrte Ergebung, Demut usw. Gesetzt, daß der Glaube an diese Moral zugrundegeht, so würden die Schlechtweggekommenen ihren Trost nicht mehr haben – und zugrunde gehen.» Das nennt Nietzsche einen aktiven «Nihilismus, als Symptom davon, daß die Schlechtweggekommenen keinen Trost mehr haben: daß sie zerstören, um zerstört zu werden, daß sie, von der Moral abgelöst, keinen Grund mehr haben, «sich zu ergeben» – daß sie sich auf den Boden des entgegengesetzten Prinzips stellen und auch ihrerseits Macht wollen, indem sie die Mächtigen zwingen, ihre Henker zu sein.»⁸

Von solchem Geist scheint der moderne Kapitalismus in der Praxis durchdrungen, wenn er die Alternativen bestreitet. Wer so redet und handelt, bestreitet auch den Menschen der Dritten Welt die Möglichkeit, menschenwürdig leben zu können. Damit bestreitet man zugleich alle konkreten Formen der Menschenwürde und macht aus ihr nur ein abstraktes Prinzip ohne Inhalt. Wir brauchen eine Alternative. Grund dafür ist nicht ein simpler romantischer Wunsch oder die Anwendung einer Ethik, die sich auf den Sinai beruft. Die Alternative wird zur Notwendigkeit, wenn wir uns dafür entscheiden, das zukünftige Leben unserer Kinder zu sichern.

Die Suche nach Alternativen

Daher ist es gerade ein politischer Realismus, der zu Alternativen drängt, wenn im Namen der «societas perfecta» des freien Marktes die Welt, Menschen und Natur zerstört werden. Politischer Realismus muß heute eine Welt ins Auge fassen, in der jeder einzelne Mensch seine Lebensmöglichkeit innerhalb eines Rahmens sichern kann, der die ökologischen Grundlagen des Lebens – die Natur – zugleich mit sichert. Wer eine solche Forderung erhebt, darf sich, soll sie nicht zu einer bloßen Phrase verkümmern, keineswegs mit romantischen Erklärungen zufrieden geben. Alle, die nach Alternativen suchen, müssen sich darüber im klaren sein, daß sie letztlich eine Neugestaltung der okzidentalen Welt einklagen und damit deren Überwindung. Die Neugestaltung hat von der Natur

und vom Leben derer auszugehen, die von der okzidentalen Zivilisation ausgeschlossen werden. Darauf hat bereits der Indianerhäuptling *Seattle* in seiner berühmten Rede aufmerksam gemacht. Zwar versucht man heute, den Text durch die Bemerkung zu diskreditieren, sie sei nie gehalten, sondern später dem Häuptling in den Mund gelegt worden. Ein solcher Versuch, schriftlose Traditionen abzuwerten, bestätigt nur einmal mehr, wie sich die okzidentale Welt ihrer fundamentalen Kritiker zu entledigen versucht. Das gilt für Jesus von Nazareth ebenso wie für den Häuptling *Seattle*. «Wir wissen: Die Erde gehört nicht dem Menschen, vielmehr gehört der Mensch zur Erde. Wir wissen: Alles ist mit allem verbunden, wie das Blut eine Familie eint [...] Alles, was man der Erde zufügt, fügt man auch den Kindern der Erde zu. Der Mensch hat das Gewebe des Lebens nicht gefügt; er ist nur dessen Kind. Was der Mensch dem Gewebe des Lebens zufügt, das tut er sich selber an.»

Die Argumentation des Häuptlings reklamiert keine utopische Ethik, sondern den Anthropozentrismus der Welt, Realismus und Pragmatismus zugleich. Er fordert, es endlich zu unterlassen, die Natur und die anderen dem Kalkül von Kauf und Verkauf zu unterwerfen, und gibt damit ebenso zu verstehen, daß die okzidentale Kultur weder vernünftig oder realistisch noch pragmatisch vorgeht, obwohl sie stets genau dies behauptet. Die Forderung des Häuptlings ist heute unser kategorischer Imperativ, der allein die drohende Vernichtung aufhalten kann.

Der kategorische Imperativ impliziert nicht, eine ausgearbeitete Alternative aus dem Ärmel zu schütteln. Ist etwa der Völkermord in der Dritten Welt zu rechtfertigen, wenn die Opfer über keine ausgearbeitete Alternative für die Erste und Dritte Welt verfügen? Kann etwa die Zerstörung des Amazonas oder des Himalaya einfach weitergehen, wenn wir noch keine ausgearbeitete Alternative zur Hand haben? Je runder die Erde wird und je mehr deshalb alle aufeinander angewiesen sind, um so mehr führt der Ausschluß anderer Menschen zum Selbstmord. Ist der kollektive Selbstmord zu rechtfertigen, solange niemand über eine entwickelte Alternative verfügt? Wollen wir keine Selbstmörder sein, müssen wir aufhören, Mörder zu sein.

Eine Alternative ist nötig, und es ist das Problem aller, nach einer Alternative zu suchen. Sicher sind sehr viele Alternativen zerbrochen. Wir sehen jedoch keinen Grund für das Triumphlied, das von der bürgerlichen Gesellschaft heute angestimmt wird. Jede zerbrochene Alternative ist vielmehr eine verlorengegangene Hoffnung, dem kollektiven Selbstmord zu entgehen, den die bürgerliche Gesellschaft vorbereitet. Alternativen können auch nicht schnell auf einem Kongreß oder an einem Schreibtisch erarbeitet werden. Es wird immer schwieriger, Alternativen zu entwickeln, weil dazu enorme geistige und technische Anstrengungen erforderlich sind, die nicht über Nacht die gewünschten Ergebnisse bringen. Aber selbst die technische Kapazität zur Entwicklung von Alternativen hat die bürgerliche Gesellschaft bei sich monopolisiert.

Diese Prozesse geben zu erkennen, daß Solidarität heute andere Formen annehmen muß als zu früheren Zeiten, und noch mehr; daß Solidarität ohne Zweifel wieder von ganz zentraler Bedeutung geworden ist. Solidarität kann sich nicht mehr mit dem Aufruf begnügen, einig zu sein, sich zu organisieren und sich gegenseitig zu helfen. Solidarität heute besteht darin, aufzuzeigen, daß es für die Menschheit kein Überleben gibt, wenn sie sich nicht darum bemüht, Alternativen zum herrschenden System zu suchen. Niemals wird es eine Alternative nach Art eines fertigen Rezeptes geben. Alternativen produziert man nicht wie Würstchen, um sie dann auf dem Markt anzubieten. Alternativen gibt es nur, wenn die ganze Menschheit danach schreit, weil ihr klar ist, daß sie sie braucht. Es muß zunächst das Bewußtsein entstehen, daß wir ohne Alternative verloren sind. Dann werden wir auch Alternativen finden.

Solidarität muß ferner zeigen, daß sie gegen ihre grundsätzlichen Verächter auf der Menschenwürde jedes Menschen besteht und dazu beitragen will, daß die Menschenwürde wiederhergestellt wird. Soli-

Literaturhinweis

Im Vorfeld der Internationalen Konferenz über Bevölkerung und Entwicklung (ICPD) in Kairo (5. bis 13. September 1994) – nach Bukarest 1974 und Mexiko 1984 die dritte UN-Konferenz zu Bevölkerungsfragen – sind drei kirchliche Stellungnahmen zu ethischen Fragen des Weltbevölkerungswachstums erschienen: Kommission Weltkirche der deutschen Bischofskonferenz, Hrsg., Bevölkerungswachstum und Entwicklungsförderung. (Erklärungen der Kommissionen, Nr. 15). Bonn 1993; Kammer der EKD für Kirchlichen Entwicklungsdienst, Hrsg., Wie viele Menschen trägt die Erde? Ethische Überlegungen zum Wachstum der Weltbevölkerung. (EKD-Texte, 49). Hannover 1994; Päpstlicher Rat für die Familie, Hrsg., Population Trends. Ethical and Pastoral Dimensions, in: *Origins* 24 (1994) S. 173–186.

Weitere Literatur: Deutsche Gesellschaft für die Vereinten Nationen/Deutsche Stiftung Weltbevölkerung, Hrsg., Weltbevölkerung und Entwicklung. Die Herausforderung des globalen Bevölkerungswachstums. Bonn, Hannover 1994; K.M. Leisinger, Hoffnung als Prinzip. Bevölkerungswachstum. Einblicke und Ausblicke. Basel 1993; F.Nuscheler, E.Flückiger, Hrsg., Weniger Menschen durch weniger Armut? Bevölkerungswachstum – Globale Krise und ethische Herausforderung. Edition solidarisch leben, Salzburg 1994; Wenig Kinder – viel Konsum? Stimmen zur Bevölkerungsfrage von Frauen aus dem Süden und Norden. Hrsg., von Brot für alle/Erklärung von Bern/Fastenopfer. Winterthur 1994; United Nations – Department of Economic and Social Affairs, Hrsg., Women's Employment and Fertility Survey Results for 38 Developing Countries. (Population Studies, No. 96). New York 1985. (Red.)

⁸ F. Nietzsche, Aus dem Nachlaß, in: Ders., Werke in drei Bänden, Hrsg., K. Schlechte, München 1982, Band II, S. 854f.

darität hat zu erklären, daß die Menschenwürde bestreitet, wer die Suche nach Alternativen leugnet. Solidarität bestätigt also auch die Werte, aber eben jene Werte, ohne die niemand leben kann. Diese Umkehr vollzieht sich jedoch nur, wenn wir das Leben aller Ausgeschlossenen und «Überflüssigen» sichern. Das ist keine ethische Forderung, sondern die Grundlage aller Ethik.

Menschenwürde basiert darauf, als Mensch würdig leben zu können. Menschenwürde anzuerkennen, heißt also das Recht auf menschenwürdiges Leben anzuerkennen. Menschenwürdig leben heißt: Lebensmittel besitzen, ein Haus haben, auf ärztliche Versorgung rechnen, sich ausbilden können usw. Arbeit, die außerhalb der Marktkonkurrenz produziert, ist immer noch menschliche Arbeit; ein Produkt, das nicht unter den Bedingungen des wettbewerbsbestimmten Marktes hergestellt wird, hat immer noch einen Gebrauchswert. Der Weizen, der außerhalb des Marktes wächst, ernährt auch, und der Mantel, der außerhalb des Marktes produziert wird, wärmt. Wenn die Konkurrenz der Marktbedingungen nicht in der Lage ist, alle zu versorgen, muß man eben außerhalb der Konkurrenzbedingungen produzieren. Will man nach Alternativen suchen, sind sie hier zu finden.

Damit plädieren wir nicht für die Rückkehr zur Entwicklungsideologie; denn sie setzte das Wirtschaftswachstum voraus, um Arbeitsplätze zu sichern und den Sozialstaat zu ermöglichen. Diese Illusion hat offenbart, was sie ist – ein Selbstbetrug, und zwar deshalb, weil die Weltbevölkerung nicht das technologische Niveau der G-7-Länder erreichen kann, mehr noch aber, weil die Erde rund ist und ihre natürlichen Ressourcen eine Grenze haben.

Wir können hier nur mit einigen Strichen andeuten, in welcher Richtung wir uns einen möglichen Ausweg denken. Wir müssen:

- ▷ die Rolle des Wettbewerbs beschränken;
- ▷ Entwicklungsräume schaffen, in denen Beschäftigung und Einkommensverteilung nicht von wirtschaftlichem Wachstum abhängig gemacht werden;
- ▷ Wirtschaftswachstum und Naturerhaltung miteinander verbinden.

Solche Aufgaben können nur von Wirtschaftsräumen realisiert werden, die auf einer neuen Art wirtschaftlicher Integration fußen. Dafür gibt es weder in der Europäischen Gemeinschaft noch in den neu gebildeten «Freihandelszonen» Vorbilder. Grundlegende Elemente einer solchen Integration könnten sein: Eine neue Weltwirtschafts- und Weltfinanzordnung, eine Ordnung für die Rohstoffmärkte, eine neue Beschäftigungs- und Einkommenspolitik, eine Welt-Bildungs- und Gesundheitspolitik, die Errichtung einer ökologischen Ordnung, welche die Märkte an einem Wirtschaftswachstum orientiert, das die Grenzen der Natur und ihre Reproduktion auf lange Sicht respektiert. Das Überleben der Menschheit zu sichern, verlangt uns diese Aufgaben ab.

Glaubenszeugnis in bewegter Zeit

Nach fünfeinhalbjähriger Gefangenschaft kam er Ende 1949 nach Münster zurück. Als gerade geweihter Priester hatte er seit Frühjahr 1940 in einer Sanitätseinheit gedient, die in Rumänien und der Sowjetunion eingesetzt war. Der durch die lange und harte Gefangenschaft Ausgemergelte setzte sich hin und schrieb sich alles, woran er sich erinnerte, in persönlichen Notizen vom Leib und aus der Seele. Dann redete er lange Zeit so gut wie nicht mehr über die Erfahrungen des Krieges und über die leidvollen Jahre der Gefangenschaft.

Die Rede ist von *Hans Werners*. Bald nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft trat er in den seelsorglichen Dienst ein, zunächst als Kaplan in einer Gemeinde, seit 1954 als Seelsorger für die Laientheologen, bald danach auch als Studentenpfarrer an der Universität in Münster (Westfalen), und seit 1968 als Akademikerseelsorger der Diözese. In dieser Zeit beginnt er behutsam, bald aber immer entschiedener von der notwendigen, ja längst überfälligen Versöhnung mit den Völkern der Sowjetunion zu sprechen, während in Deutschland

Kirchen in Goa / Indien

Von 1510 bis 1961 war der indische Bundesstaat Goa unter holländischer, britischer und portugiesischer Herrschaft. Hunderte von Kathedralen und Kirchen legen Zeugnis ab über die europäische und christliche Vergangenheit Goas. Etwa die Hälfte der Bewohner Goas sind auch heute noch gläubige Christen. Die Vermischung der indischen und portugiesischen Kultur macht Goa zu einem einzigartigen Ferienland. Traumhafte Sandstrände, attraktive Ausflugsziele, bewährte Hotels und sehr günstige Nebenkosten bieten beste Voraussetzungen für ungetrübte Ferien.

Besonders sehenswert ist die ehemalige Hauptstadt Alt-Goa mit der «Chapel of St. Catherine», die als größte und prächtigste Kirche Asiens gilt. Die «Basilica of Bom Jesus» beherbergt den Schrein mit der sterblichen Hülle des Heiligen Franz Xaver. Alle zehn Jahre – so auch in diesem Jahr zwischen Mitte November und Mitte Dezember – lockt Goa mit Feierlichkeiten und Prozessionen zu Ehren Xavers Tausende von Pilgern an.

Von November 1994 bis April 1995 bietet Esco-Reisen jeden Samstag einen direkten Sonderflug von Zürich nach Goa mit der Swissair-Tochter Balair/CTA an. Weitere Informationen zu Ferien in Goa und Indien vermittelt der neue Goa-Katalog, den Sie bei Esco-Reisen in Basel an der Güterstraße 180, 4053 Basel (Telefon 061/277 27 73) oder in Ihrem Reisebüro erhalten.

Aber aus diesen Elementen wird nur dann eine Alternative formuliert werden können, wenn der Gesellschaft daran gelegen ist und sie diesen Willen in alltägliche Politik umsetzt. Die Suche nach der Alternative setzt voraus, daß wir uns weigern, in einer verrückt gewordenen Welt selber verrückt zu werden. «Es sollte Politikern Mut machen und der wachsenden nord-süd-politischen Lobby in unserem Land mehr Selbstbewußtsein geben, daß laut Infratest 60 Prozent der Deutschen Chancen für Entwicklung im Süden vor allem durch Veränderung im Norden sehen. Nur noch zwei Prozent erhoffen dies von mehr Entwicklungshilfe und Spenden.»⁹

Der politische Realismus ist also weiter verbreitet, als man gemeinhin annimmt. Das deuten auch wir in der Dritten Welt – trotz aller bitteren Analyse der Realität – als Zeichen von Widerstand und Hoffnung.

*Franz J. Hinkelammert, San José (Costa Rica),
Norbert Arntz, Greven (Wesf.)*

⁹ Wir haben uns im Unrecht eingerichtet. Globale Entwicklungschancen werden im Norden verhindert, in: Frankfurter Rundschau vom 13. August 1991.

deres in seinem Gedächtnis. Im Laufe des Krieges hatte er sich aus Interesse etwas Russisch angeeignet. Aufgrund dieser Tatsache bekam er eine Aufgabe auf der Schreibstube, weil er der einzige Gefangene war, der Russisch schreiben konnte. Dort lernte er eine ukrainische Frau kennen, die für die Registrierung der Arbeitseinsätze der Gefangenen verantwortlich war. Von ihr erzählt er später: «Sie, die unter den Kriegswirren schwer gelitten und ihren Mann im Krieg gegen die Deutschen verloren hat, war ein Bild von Menschlichkeit und Güte. Sie verschloß sich auch den ehemaligen Kriegsgegnern gegenüber nicht. Sie trug den Namen Nina. Sie war ganz im Sinne der sowjetischen Erziehung beeinflusst, hatte aber doch auch noch Erinnerungen an die kirchliche Vergangenheit ihrer Vorfahren bewahrt. Noch nie in ihrem Leben hatte sie eine Bibel gesehen oder gelesen. Auf ihre Bitten hin habe ich dann heimlich mit meinem sicherlich mangelhaften Russisch Teile des Markusevangeliums auf der Innenseite leerer Zementtüten übersetzt und ihr zugesteckt. Wir wußten beide, daß es ein gefährliches Unternehmen war, das ihr und mir viel hätte kosten können.» Nina hatte selbst nicht viel zu essen, aber sie steckte ihrerseits hin und wieder dem ausgehungerten Gefangenen von ihrer Ration ein Stück Brot zu. «Ich fühlte mich ihr gegenüber tief zur Dankbarkeit verpflichtet und habe mir ihren Namen ganz fest gemerkt.»

Noch bevor die Sowjetunion auseinanderbrach, initiierte Hans Werners Begegnungen mit Friedensgruppen in Moskau, Kiew und anderen Orten der Sowjetunion, um erste Kontakte der Verständigung und der Versöhnung zu knüpfen. Auf einer dieser Reisen erzählte er die Geschichte von Nina. Wenige Wochen später geht nachts bei Hans Werners das Telefon. Die russische Dolmetscherin hat Nina ausfindig gemacht. Sie lebt. Kurze Zeit später reist Hans Werners unter abenteuerlichen Umständen nach Isjum in der Ukraine. «Es ist für mich fast wie ein Wunder, daß ich nach 42 Jahren dieser nun 82jährigen Frau wieder begegnen konnte und ihr ein wenig Dank abstatten konnte, daß sie mir zum Überleben verholfen hat und daß sie in all der Härte und Brutalität des Gefangenenlagers Licht und Menschlichkeit geschenkt hat. Wir konnten anknüpfen bei unserer Begegnung an unseren Erfahrungen mit der Bibel. In all den Jahren, da sie in einer Umwelt lebte, in der Religion keine Rolle spielte und die ideologisch ganz

ORIENTIERUNG erscheint 2x monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Information
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

Redaktion und Administration:

Scheideggstraße 45, Postfach, CH-8059 Zürich
Telefon (01) 2010760, Telefax (01) 2014983
Redaktion: Nikolaus Klein, Karl Weber,
Josef Bruhin, Werner Heierle, Josef Renggli, Pietro Selvatico
Ständige Mitarbeiter: Albert von Brunn (Zürich), Beatrice Eichmann-Leutenegger (Muri BE), Paul Konrad Kurz (Gauting), Heinz Robert Schlette (Bonn), Knut Wolf (Nijmegen)

Preise Jahresabonnement 1994:

Schweiz: Fr. 46.- / Studierende Fr. 32.-
Deutschland: DM 54.- / Studierende DM 36.-
Österreich: öS 400,- / Studierende öS 270,-
Übrige Länder: sFr. 42.- zuzüglich Versandkosten
Gönnerabonnement: Fr. 60.- / DM 70.- / öS 500.-

Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich

Schweiz: Postkonto Zürich 80-27842-8
Deutschland: Postgiroamt Stuttgart (BLZ 600 100 70)
Konto Nr. 6290-700
Österreich: Z-Länderbank Bank Austria AG, Zweigstelle Feldkirch (BLZ 20151),
Konto Nr. 473009306, Stella Matutina, Feldkirch

Druck: Vontobel Druck AG, 8620 Wetzikon

Abonnements-Bestellungen bitte an die Administration.
Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

ISJUMER MADONNA

Ich will euch, liebe Leute, erzählen von der Isjumer Madonna,
davon, wie sie in einem deutschen Kriegsgefangenen einen Bruder zu erkennen vermochte.

Er war ihr Bruder, nicht dem Blute nach,
er war ihr Bruder aus Güte,
aus Mildherzigkeit war er ihr Bruder.
Und er erkannte in ihr eine Schwester.

Es kann sein, daß Gott diese Begegnung erwirkte,
es kann auch einfach ein Zufall gewesen sein;
aber vor Skorbut und frühem Tod hat ihr Brot ihn bewahrt.

Über viele Jahre hat jener ehemalige Kriegsgefangene das Feuer dieser Güte in der Seele bewahrt.
Nach einem halben Jahrhundert kam er wieder und neigte sein Haupt vor ihr.

Seht, so müssen wir leben, liebe Brüder;
ohne Unterlaß Gutes tun, damit niemals und nirgendwo auf der Welt
sich blutig das Böse erhebt. *Sergej Tscherepnia*

Diese Verse wurden veröffentlicht in der Isjumer Zeitung «Radianske Schittja» im März 1993, während Hans Werners sich zu einem Besuch in Isjum aufhielt (veröffentlicht in: Glaubenszeugnis im Kontext bewegter Zeiten. Beiträge von Hans Werners. Oros Verlag, Altenberge 1994, S. 537).

von sozialistischen Vorstellungen geprägt war, war bei ihr alles tief lebendig geblieben.» Während des Besuches von Hans Werners erschien in der Isjumer Zeitung «Radianske Schittja» vom 27. März 1993 der Text von Sergej Tscherepnia: Isjumer Madonna (vgl. Kasten).

Ein besonderer Höhepunkt war, daß Nina, die bis dahin noch nicht einmal in der Hauptstadt ihres Landes gewesen war, die Einladung von Hans Werners annahm und sich auf den Weg nach Münster begab, wo das gemeinsame Lesen in der Bibel für sie bedeutsamer war als alles, was sie vom Westen zu sehen bekam.

Hans Werners, der nun Achtzigjährige, ist für viele so etwas wie ein «Hoffnungsträger» in der Kirche, ein Alter, der jung geblieben ist, tief geprägt durch einen jahrzehntelangen intensiven Umgang mit der Bibel, durch Konzil und Synode und nicht zuletzt durch die Begegnung mit der Kirche Brasiliens und der dort entwickelten Theologie der Befreiung.¹ Von ihm gehen Inspirationen und Ermutigungen aus, und das nicht nur in Richtung auf die Aussöhnung mit den Völkern der ehemaligen Sowjetunion. *Reinhold Waltermann, Münster*

¹ Der «Freckenhorster Kreis» und die St.-Sebastians-Gemeinde in Münster-Nienberge veranstalten anläßlich des achtzigsten Geburtstags von Pfarrer Dr. Hans Werners am 6. September 1994 ab 16 Uhr einen öffentlichen Festakt mit einem Vortrag von Prof. Dr. Theodor Schneider, einem Gottesdienst in der Nienberger Pfarrkirche und einem anschließenden Empfang. Freunde von Pfarrer Werners haben die finanziellen Voraussetzungen geschaffen für eine Herausgabe einer umfangreichen Sammlung von Vorträgen von Hans Werners. Es handelt sich um unveröffentlichte Manuskripte und um verstreut in verschiedenen Zeitschriften während der letzten zwanzig Jahre publizierte Beiträge: R.-M. Dütz, R. Waltermann, Hrg., Glaubenszeugnis im Kontext bewegter Zeiten. Beiträge von Hans Werners. (Münsteraner Theologische Abhandlungen, 31.) Oros Verlag, Altenberge 1994, 546 Seiten, ca. DM 54,-. (Bestellungen auch möglich bei der Katholischen Kirchengemeinde St. Sebastian, Sebastianstraße 5c, D-48161 Münster-Nienberge, zum Preise von DM 38,- inkl. Porto.)